

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Aus dem Schattenspiel meines Lebens

Vierordt, Heinrich

Heidelberg, 1935

["1. Schweinfurter Grün" bis "56. "Hamme Se scho g'lade?" (Haben Sie schon geladen?)", S. 1-45]

[urn:nbn:de:bsz:31-375559](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375559)

1. Schweinfurter Grün.

Bei meinem Großvater Vierordt, am Rondellplatz zu Karlsruhe, hatte ich als Kind einmal heillose Furcht auszustehen.

Aus den Gesprächen der Erwachsenen hatte ich erhorcht, daß das in jenen Zeiten sehr beliebte Grün der Tapeten, das sogenannte „Schweinfurter Grün“, überaus gesundheitschädlich sei, ja, daß Leute, die in Zimmern mit solchen grünen Tapeten geschlafen hatten, an Luftvergiftung gestorben seien.

Wer kann mein Entsetzen nachfühlen, als ich eines Abends bei meinem Großvater in das grasgrün frischbelleidete Gastzimmer verbracht wurde! Ich verbarg wohlweislich meine Wahrnehmung, legte mich nieder und blieb die halbe Nacht voller Todesangst in Schweißausbrüchen und ständiger Erwartung des demnächst eintretenden Auslöschens wachliegen, bis mich naturgemäß endlich die Müdigkeit übermochte.

Ganz verblüfft und unvergiftet erwachte ich andern Morgens zu neuem Leben und schlief noch manchmal in dem unheimlich giftgrünen Gemach, ohne jedoch, bis ins hohe Alter, meine Abneigung gegen diesen Farbenton in Schlafkammern jemals ganz verwinden zu können . . .

2. Der ewige Raucher.

Mein Onkel Leopold, ein jüngerer Bruder meines Vaters, Rentner von Beruf, pflegte den ganzen, lieben, langen Tag aus dem Fenster seiner Erdgeschosßwohnung zu Karlsruhe, nach einer niemals zum Aberdruß werdenden Gewohnheit, auf den Rondellplatz hinauszuschauen.

Sicherlich ist der Obelisk auf dem genannten Plage, seit seiner Errichtung im Jahr 1843, von keines Sterblichen Auge mit mehr Andacht und größerer Ausdauer betrachtet worden. Dabei rauchte mein Onkel unablässig den ganzen Tag von früh bis spät.

Manche Vorübergänger äußerten zuweilen so laut ihre Meinung darüber, daß es zu seinen Ohren dringen mußte. Einer sagte: „Der Mann muß auf der Herrgottswelt auch rein gar nichts zu

schaffen haben, weil er den ganzen Tag rauchend zum Fenster hinaus Maulaffen feilt hält."

Da dem Hause des Dheims unmittelbar gegenüber das Markgräflische Palais lag und der ewige Raucher einen jetzt glücklicherweise völlig aus der Mode gekommenen „Kotelettbart“ trug, der ihm in der Tat etwas das Aussehen eines Kammerdieners aus älteren Zeiten verlieh, meinte gar einmal ein Straßenwandler, der glauben mochte, das Haus sei eine Art Zubehör zur fürstlichen Behausung gegenüber, zu seinem Gefährten: „Der Lakai hat nie etwas zu tun; so gut möchte ich's auch haben!"

Mein Onkel, dem solche Äußerungen das größte Vergnügen bereiteten, und der sich dadurch nicht im geringsten aus Fassung und Seelenruhe bringen ließ, steckte sich die heißgeliebte Zigarre schon morgens gleich beim Erwachen im Bett an und ließ sie erst abends im Bett wieder erlöschen.

Einen Besuch zu machen, war ihm ein Greuel, weil er da schicklichkeitshalber den unentbehrlichen Glimmstengel vor der Tür ablegen mußte. Bloß die Theaterleidenschaft war ebenso stark bei ihm wie die Raucherleidenschaft; im Theater allein vermißte er die Zigarre nicht. Um ein Haar wäre er sogar im Theater gestorben.

Um Streichhölzer zu sparen, stand immer eine Schachtel papiergeschnittener „Fidibus“ auf seines Tisches Mitte und stets brannte ein winziges Gasflämmchen zum Fidibusanzünden über dem Esstische.

Die Krone von allem aber war sein wahrhaft klassischer Stoßseufzer: „Weißt du, der schrecklichste Augenblick des Tages ist das Waschen des Gesichts am Morgen: da muß man eine Minute die Zigarre aus dem Munde nehmen . . .“

3. Alt-Karlsruher Baum- und Gartenkultur.

Im Hofraum meines großelterlichen Hauses stand ein breitästiger, großblättriger Maulbeerbaum mit vielen süßen Früchten.

An einer nach Osten schauenden Hausmauer hegte meine Großmutter ein halbes Duzend Feigenbäume. Jede der spärlichen Feigen, die reif wurden, bereitete ihr unsäglich Freude. Feigen waren eine besondere Liebhaberei von ihr.

Maulbeerbäume und Feigenstöcke — die letzten in großen Kübeln natürlich, die im Keller überwintern mußten — sah man früher viel häufiger hierzulande.

Man fragte sich schon, ob dies mit einem Bitterungswandel unseres Erdstrichs zusammenhänge? Ich glaube, daß der Bau zahl-

loser Hinterhäuser und Mietskasernen, wodurch die Sonne von Höfen und Gärten der Innenstadt abgesperret wird, die Hauptschuld daran trägt.

Hinter dem Hof dehnte sich ein ansehnlicher Garten aus, der an die Amtswohnung meines Großvaters stieß, mit einem hübschen Gartenhaus. An seiner Wand prangte freundlich eine fernbildlich gemalte Landschaft „al fresco“; sie stellte einen Garten mit einem Springbrunnen und fernem, blauendem Gewölk im Hintergrunde dar, ja, sie schien gewissermaßen eine traumverlorene Fortsetzung des wirklichen Gartens vortäuschen zu wollen.

Man sah in Alt-Karlsruher Gartenhäusern häufig solche Landschaften, die, allerdings in ehrfurchtsvoller Entfernung, fast an die Wandmalereien der italienischen Renaissancegärten gemahnen mochten . . .

4. Eine Alt-Karlsruher Kasernenhofblüte.

Wo jetzt die Hauptpost in der Karlsruher Kaiserstraße sich erhebt, stand bis in die 1890er Jahre die Leibgrenadierkaserne. Die Kaiserstraße hieß bis 1880 „Langestraße“ und man hätte niemals diesen volkstümlichen, eingebürgerten Namen ändern sollen. Man hätte genug Neuanlagen nach dem ehrwürdigen, greisen Kaiser Wilhelm I. taufen können.

Vor und hinter der Kaserne, auf dem sogenannten Hintern Ludwigsplatz, wie einst der jetzige Stephansplatz hieß, befanden sich kleine Truppenübungsplätze. Der der Kaiserstraße zu gelegene Platz war von großen Kastanienbäumen umgeben und von Steinpfosten mit schweren, eisernen Hängeketten umhegt, genau wie jetzt noch der ganze Schloßplatz.

Die Spaziergänger auf Kaiser- und Karlstraße stellten sich oft an den Ketten zum Zuschauen des Turnens und Exerzierens auf und ergötzten sich zuweilen an den derben Redensarten der Unteroffiziere. Auch ich bin als Leibgrenadier-Einjährigfreiwilliger, 1877/78, dort manchmal herumgesprengt und gemäßregelt worden. —

Mein Großvater mütterlicherseits, der alte Hofrat Wilhelm Schmidt, der Vermögensverwalter der Großherzogin Sophie, der Witve des Großherzogs Leopold von Baden, kam eines Tages zu Anfang der 1860er Jahre nach Haus und berichtete lachend, er habe soeben auf dem Kasernenhofplatz zufällig aufgeschnappt, wie ein Unteroffizier einem etwas lässigen Soldaten zugerufen habe: „Kerl, steh' nicht hin wie ein Aff', der eine falsche Obligation in der Tasch' hat!“ —

Man denke sich dieses aus . . .

5. Aus dem Kinderparadies meiner Mutter.

Der Großvater meiner Mutter war der Kirchenrat und Pfarrer von Liedolsheim, Jakob Friedrich Arnold.

So kam die Enkelin des Pfarrherrn viel in das großelterliche Pfarrhaus dorthin.

An einer Kirchweih in den 1830er Jahren war im Gasthaus „Zum Dohsen“ daselbst großes festliches Tanzvergnügen und der im Haus bedienstete Knecht mochte das kleine Mädchen zum Scherz im Walzer mitherumhopsend geschwungen haben.

Ganz verklärt und überselig stürmte das Kind heim zu den Großeltern und rief in maßlosem Entzücken ein übers andere Mal, sich überaus geschmeichelt fühlend: „Denkt euch nur, denkt euch nur, ich hab' mit's Dohsewirts ihrem Herrn Knecht selber tanzen dürfen!“

6. Eine alte Französin.

In meiner Kinderzeit kam zuweilen eine betagte Französin zu uns. Sie hatte vierzig Jahre zu Karlsruhe gelebt, ohne deutsch gelernt zu haben; sie zeigte mir ein Taschentuch, worauf seltsamerweise eine „Pietà“ in bunten Farben gedruckt war und erläuterte, mit ihrer gebrochenen Redeweise mühsam kämpfend:

„Das ist Monsieur Jésus Christ und das seine Maman, die alte Madame 'Ergott!“

7. Der Knöpflesfresser und meine einziger Gewinn im Leben.

In meinem zwölften Lebensjahre war eine große landwirtschaftliche Ausstellung auf dem Karlsruher Schloßplaz, der damals noch — in seiner Mitte — ein leerer, großer Sandplaz und zweimal im Jahre der Schauplatz großer Messen, also Jahrmärkte, war, die sich um das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in buntem Reigen bewegten.

Die Hauptanziehungskraft jener landwirtschaftlichen Ausstellung war der „Knöpflesfresser“. Zu ihm strömte alles, jeder wollte dieses Wunder gesehen haben. Solche mechanische Kunstwerkchen, die nachmals kaum mehr eines Blickes gewürdigt wurden, waren noch etwas unerhört Neues und Frisches für jung und alt.

Der Knöpflesfresser war eine vielleicht anderthalb Schuh hohe Bauerngestalt, die auf einer großen Schwarzwälder Standuhr saß und eine Schüssel voll Knödel im Schoße hatte. Bei jedem Viertelschlage schob er einen Knödel in das sich breit öffnende Maul. Der Knödel durchwanderte, in Folge sinnreichen Innenwerkes, den Leib

des Essers und erschien von unten wieder in der Schüssel. Natürlich war es immer derselbe Knödel, der diesen unermüdblichen Kreislauf vollführte; aber die Täuschung war vollkommen und ergötzte jeden königlich . . .

Am Glücksrad in der Ausstellung durfte ich mir ein Los nehmen und gewann damit den einzigen Lotteriegewinn meines Lebens: ein Paar schöngestickte Frauenunterbeinkleider!, womit ich zwölfjähriger Junge nicht viel anzufangen vermochte und sofort eine betagte Muhme damit himmelhoch beglückte.

8. Der Kanzleirat Schmidt (1803—1869).

Er war ein Großohheim mütterlicherseits von mir, ein Kinderfreundlicher, alter Junggeselle.

Schon in der Kinderzeit meiner Mutter hatte er sich dadurch bei sämtlichen Kindern der Familie beliebt gemacht, daß er winters die schönsten Schneeballschlachten mit ihnen schlug und sie nach Kräften zu Weihnachten beschenkte.

Er war einer der allerfrühesten Altertümer s a m m l e r und = k e n n e r in der damals noch gar kleinstädtischen Residenzstadt Karlsruhe. Dieser an Mitteln arme Kanzleirat hungerte lieber, nur um seiner Leidenschaft für Altertümer frönen zu können.

Schon in den 1830er und 1840er Jahren sammelte er, als die Altertümer bei ihren meisten Besitzern noch fast verachtet waren und jeder sich beglückwünschte, den „alten Krempel“ möglichst schnell loszukriegen. Die Bauern auf den Dörfern überließen damals mit Freuden einen alten, prachtvoll geschnitzten Schrank oder eine Riesentruhe jedem, der sie nur forttragen wollte, um einen harten Silbergulden oder Taler.

Mein Großohheim hatte vier Zimmer vollgepropft mit Seltenheiten aller Arten. Völl Andachtschauers betrachtete ich mir seinen aus Rheinkieseln geschnittenen Kronleuchter, der, mit Wachslöchtern besteckt, von der Decke hing. Für ihn waren all die kostbaren Dinge, die außer ihm noch niemand so recht zu werten wußte, Gegenstände des alltäglichen Gebrauches. Man kann sagen: er bewohnte und benützte ein ganzes Museum. Diese Sammlung von „Raritäten“ und „Antiquitäten“ befand sich zu Karlsruhe in der Erdgeschosßwohnung der Amalienstraße Nr. 6.

Die „Madame Bernickau“ — damals ließen sich alle deutschen Bürgerfrauen „Madame“ schimpfen, wohl noch ein Herkommen aus Zopf- oder Rheinbundszeiten —, seine Hausbesitzerin und Schaffnerin, betreute die oheimlichen Wunderbarkeiten mit musterhafter Sorgfalt.

Der Sammler dieser Seltenheiten schlief in einem uralten, geschichtlichen Himmelbett, das einst dem Prior eines Alpenklosters gedient hatte und als eigenartigen Schmuck die holzgeschnitzten, schuhhohen zwölf Apostel aufwies; ihre Schar umgab den Schlummernden wie eine Ehrenwacht zur Nachtzeit.

Neben seinem Hagestolzlager aber saß aufrecht ein lebensgroßer, hölzerner Affe, der vor Zeiten Kechterhalter in einer Kirche war: nun war er zum Verückenhalter des Großheims in seiner Affenlaufbahn aufgerückt!

Als der Kanzleirat tot, ausgestreckt auf seinem Bette lag, der Affe seine Haartracht gehorsam, wie immer, selber auf seinem Scheitel sitzen hatte und der Mond auf dieses Stilleben ins altertümliche Zimmer schien, war es ein Bild, wie man es nicht alle Tage zu sehen kriegt . . .

Und was ward aus all den Herrlichkeiten? Der Großheim wollte nicht an seinen Tod glauben, schob deshalb das Niederschreiben seines letzten Willens immer wieder hinaus, wohl aus abergläubisch-altmodischer Furcht, daß er dann alsbald sterben müsse. Kurz, einem minderjährigen, erbberechtigten Großneffen zu Ehren mußte alles versteigert werden und wanderte in die weite Welt . . .

9. Tante Tschamerhells Altersgeiz und Jugendfreiche.

Mein Onkel, eigentlich Großonkel, Tschamerhell, dessen sofa-stoffverfertigten Schlafrock ich im Abschnitt „Freiburg im Breisgau“ im „Buch meines Lebens“ geschildert habe, war 1868 gestorben; noch aber lebte seine betagte Gattin in alter, ungeschwächter Lustigkeit fort und sollte noch sechzehn Jahre lang als fröhliche, lebensheitere Wittib weiterleben.

Nur war sie bei zunehmendem Alter leider stark vom Teufel des Geizes besessen. So trank die Abersparsame den Kaffee jeweils aus einer Tasse, die wie eine Burgzinne gezackt war und nur zur Hälfte mit Getränk gefüllt werden konnte. Auch deckte sie den Esstisch bloß mit unzerstörbarem, d. h. herzlich durchlöcherterem Wachs-tuch, indes ihr herrliches Weißzeug ungesehen und ungebraucht in zahlreichen Schränken und Truhen ruhte, lachenden Erben einst Lust zu bereiten.

Im Hausflur hingen Soldatenmantel und Militärmütze. Kam ein verdächtiger Bettler in das einsame Häuschen — es war damals das letzte der drei Häuser über der Dreisambrücke drüben in der erst entstehenden Günterstaler Straße! — so mußte schleunigst ihr darauf abgerichteter, dienstbarer Geist zum Meerrohr greifen und

den Krügermantel unter der Drohung ausklopfen: „Machen Sie, daß Sie fortkommen; der Herr Leutnant will gleich ausgehen!“ Und der Stromer gab dann schnell Fersengeld.

Meine großmütterliche Base (d. h. Base meiner Großmutter) leistete früher meiner Knabenhaften Verkleidungsfucht nach Kräften Vorschub. So oft ich zu ihr kam, schleppte sie ihre ganze Kleiderfülle herbei, mich darein zu mummeln und als Frauenzimmer zu verkleiden. Sie freute sich, wenn ich ihr die Theaterzettel des Freiburger Stadttheaters auswendig hersagen konnte, wo die Herren Raberg, Giegold, Stoß und von Hirsch, sowie die Damen Stägemann, Stübbele und Jagels-Noth vorzugsweise vertreten waren.

Die stets zu Schalkheit und Ausgelassenheit gestimmte Greisin war unerschöpflich im Erzählen von alten, nicht immer gerade feinen Jugendstreichen und Schwänken, die sie, eine Förstertochter aus Ddenheim bei Langenbrücken, gegen die hohen, zuweilen gar fürstlichen Jagdgäste ihres seligen Vaters, zu verüben sich herausnahm:

So nagelte sie bisweilen den alten Herrn ihre Pantoffeln vor den Betten an den Stubenboden, damit die jagdbegehrsamem, vornehmen Nimrode, sich in die Hausschuhe schwingend, gestreckter Länge hinschlügen und sich die Nasen zerstürzten; oder sie befestigte nächtlich ertönende Klingeln unter den Lagerstätten der ermüdeten, trunkschweren, schlaflichtigen Jäger, oder sie band — was der Gipfel aller feinen Mädchenscherze war — zuletzt ihnen gar die Nachtgeschirre mit Schweinsblasen zu!

Dies getraute sich ein Försterstöchlein von 1920 doch wohl kaum mehr wie um 1820! —

Solange der uralte Dheim am Leben war und den Schnurren seiner Gattin lauschen konnte, hörte er lächelnd zu, wobei sein Antlitz sich in tausend und abertausend Fältchen und Rünzelschen legte.

Wahrlich, runzelreichere Gesichter als die von Dunkel und Lante Tschamerhell habe ich niemals wieder gesehen . . .

10. Zwei Hundetrauerspiele.

1.

Zu Neuenburg am Rhein — also bei Müllheim oben in der Hebelgegend — lebte vor Jahrzehnten ein Freund meines Vaters: der Baron Ernst von Menzingen, ehemals Offizier, damals Zollbeamter.

Dieser Mann, bekannt als Haupthaudeggen und Zweikampfausfechter, war von einer Riesenstärke; er hatte braune Finger, wie

Eisen hart, so daß er mit dem Mittelfinger der linken Hand die härtesten Nüsse, sogar Haselnüsse, mühelos aufzuklopfen vermochte. Nußknacker waren für ihn eine überflüssige Erfindung.

Aber er besaß auch eine Riesengeduld als geschickter Abrichter von Hunden.

So schenkte er meinem Vater in unserer Freiburger Zeit einen vorzüglich abgerichteten, netten, schwarzen Pinscher.

Schnaps, wie er von seinem freiherrlichen Erzieher getauft worden war, hatte es in seiner Pinscherbildung so hoch gebracht, daß er sogar auf seinen zwei zierlich tänzelnden Vorderbeinen wie ein Zirkuskünstlerhund zu gehen vermochte und von jedem unserer Gäste darob bewundert ward. —

Da nahm mein Vater ihn leider auf einen Ausflug ins Höllental mit. Schnaps ließ sich hinreißen, in der Nähe eines Wasserfalles im Wald eine halbwilde Raze zu verfolgen. Alles Rufen, Pfeifen, Schreien nach ihm war vergebens. Das Wasserrauschen verschlang den Schall der Stimme — Schnaps kehrte niemals von der Razenverfolgung zurück . . .

2.

Der unermüdlche, gütige Hundespender von Neuenburg schenkte meinem Vater ein zweites Prachtmuster von Abrichtekunst.

Doch auch Schnaps der Zweite sollte trauerspielhaft enden: eines Morgens lag er, zum Pfannkuchen platt gedrückt, unter dem Bauche des ruhenden Pferdes im Stalle meines Vaters. —

Auf unsern Hunden lag's wie ein Schicksalsfluch . . .

11. Die Totenuhr von Freiburg im Breisgau.

Im Juli 1864 kam unsere Köchin aufgeregt hereingestürzt, als wir beim Nachtessen um die grünschirmige Erdöllampe saßen:

„Frau Hauptmann, haben Sie denn eine Uhr in den Küchenschrank gelegt? Eine Uhr geht drin!“

Alles lief hinaus in die Küche, und richtig, im Vorratschrank tickte es mit den deutlichen, schnellen Schlägen einer Taschenuhr. Aus abergläubisch-volkstümlichen Andeutungen des Küchenmädchens merkte man, daß ihr die Sache nicht recht geheuer schien. Meine Eltern waren ebenfalls peinlich berührt. Mein Brüderchen Willi legte zuweilen sein Ohr an die Schranktür und sagte in fast schauerlicher Weise:

„Hört ihr's? mein Uhrle geht da drin!“

Die Uhr tickte schicksalvoll weiter . . .

In jener Zeit sprach der Arzt mich in das Bodenseebad Über-

lingen. Meine Mutter verbrachte zwei Wochen mit mir dort am Seegestade. Damals wohnten wir auch der köstlichen Theateraufführung des „Artesischen Brunnens“ bei, die man in den „Aberlinger Stadtmusikanten“ nachlesen möge . . .

Eine Drahtnachricht rief uns nach Freiburg heim: mein Brüderchen sei tödlich erkrankt. Ich wurde von ihm, weil er von einer ansteckenden Krankheit befallen war, abgesperrt, so daß ich das liebe Kind nie mehr zu sehen bekam. Willi war trotz seiner fünf Jahre schon eine merkwürdig ausgeprägte Persönlichkeit, aus der später etwas Großes hätte werden können. Er ist mit vollem Bewußtsein bewunderungswürdig wie ein kleiner Held gestorben.

Als eben Willi die Augen schloß, kroch ein großer, schwarzer Käfer — vom Volke „die Totenuhr“ geheißen — unter seinem Kinderbettchen vor und von Stund an war es im Vorratschranke der Küche still. Meine Mutter zertrat das unheimliche Tier voll Abscheus.

Hofrat Stttinger, der Mathematiker an der Hochschule, der mit uns im selben Hause wohnte und der von dem Vorgang vernommen hatte, brachte meiner Mutter die Nummer einer Zeitschrift, die zufällig zu gleicher Zeit erschien und worin eine Reihe ähnlicher Fälle mit der „Totenuhr“ berichtet ward.

12. Aus der Krinolinenzeit.

Als Knabe kam ich viel, fast zu viel und zu früh, ins Freiburger Stadttheater. Es war ein urgemütliches, altes Theaterchen nahe dem Schwabentor in der Salz g a s s e, wie man damals vernünftiger und heimlicher sagte.

Dort spielten sie so ziemlich sämtliche Opern und Schauspiele, auch solche, die weit über die Kräfte des Stadttheaters hinausgingen. Aber man war so harmlos, unwählerisch und leicht zufriedenzustellen.

So gab man auch einmal Meyerbeers „Robert der Teufel“. Die aus den Gräbern steigenden Kirchhofgespenster hatten — es war ja die Blütezeit der berühmten, von der französischen Kaiserin Eugénie in Mode gebrachten Krinolinen — ebenfalls solche käfigartigen Drahtgestelle unter ihren schwebenden und schwankenden Ballettkleidern. Die kühnste Spielleitereinbildungskraft hätte sich selbst abgeschiedene Geister nicht ohne Krinolinen vorstellen können!

Als die seligen Grabentstiegenen nach ihrem mondbeschienenen Totentanz durch die enge Versenkung wieder zu ihrer Grabesruhe zurückkehren wollten, sanken ihre Beine zwar in die kühle Erde, die Reifröcke jedoch hauchten sich hoch bis zu den Köpfen empor,

ja noch über diese hinaus, und schienen ernstlich geneigt zu sein, ohne ihre Trägerinnen allein auf der Oberwelt zurückbleiben zu wollen!

In Verlegenheit, in heller Verzweiflung, wußteten die Ballettdämchen ihre widerspenstigen Gewandmassen in aller Eile zusammen, stopften sie in die Ränder der Bersenkung und verschwanden unter dem Hallo der völlig entgeisterten Zuschauer in die schweigsame Grabestiefe . . .

13. Miß Johnson.

Anfang der 1860er Jahre lebte zu Freiburg im Breisgau eine schon etwas ältsche Engländerin, die hagere Miß Johnson.

Sie verkehrte viel bei meinen Eltern, deren damaliger Aufenthaltsort gleichfalls Freiburg war, wo mein Vater als Hauptmann im altbadischen dritten Infanterieregiment stand.

Die gute Miß hatte die eigentümliche Gepflogenheit, alle paar Monate die Wohnung zu wechseln. In jenen schönen, alten Zeiten (die „gute, alte Zeit“ ist nämlich keineswegs eine Fabel) bekam man noch Wohnungen, wie man sie nur wünschen mochte, zu billigem Preis.

Mein Vater schickte der britischen, in ihrer Wohnungswahl aber keineswegs kritischen Dame jeweils auf ihren Wunsch an dienstfreien Nachmittagen etliche Soldaten seiner Kompanie, die bei den Umzügen mithalfen. Daran fand in jenen harmlosen Zeiten kein Mensch etwas und den Füsilieren war bei ihrer kärglichen Löhnung das schöne, nebenbei verdiente Trinkgeld hochwillkommen.

Nun wollte Miß Johnson wieder einmal in eine neue Behausung übersiedeln. Da erschien bei meinem Vater ein zierliches Zöfchen mit rosafarbenem, wohlduftendem Briefchen, das die klassischen Worte enthielt:

„Meine liebe Herr Kapitan!

Bitte, schicken Sie doch wieder von die liebe Soldaten, die mich schon einmal ausgezogen haben!

Miß Johnson.“

14. Aus der Rolle gefallen.

Meine Eltern machten in unserer Freiburger Zeit einen Gang mit mir nach der Hochburg bei Emmendingen.

Unterwegs schloß sich uns ein württembergischer Herr, ein Sohn des einst sehr bekannten württembergischen Kriegsministers von Linden, an. Er sprach zum Erstaunen meiner Eltern für einen ein-gesfleischten Schwaben ein ungewöhnlich reines, tadelloses, schönes Hochdeutsch.

Da stürzte plötzlich aus einem Bauerngehöft ein bissiger Köter auf ihn los, zerrte ihn abscheulich an Stiefelschaft und Hose — und ein „Dös ischt emal e Sakramentsviechle dös!“ wetterte flott in waschechtestem Schwäbisch von den Lippen des Jählings aus seiner Rolle Gefallenen.

Von dem Augenblick an tat er sich keinen Zwang mehr an und schwächte, wie der Schnabel ihm gewachsen war.

15. Die Katzen-Bachmanns.

Über uns im großen Eckhaus am Freiburger Karlsplatz wohnte in Räumen, die für die damalige, überaus einfache, ausklingende Wiedermeierzeit ungewöhnlich schön und reich ausgestattet waren, Frau Herder, die in glänzenden Verhältnissen lebende Besitzerin des oberbayerischen Bades Tölz.

Sie zog jedoch bald weg und machte zwei alten Fräulein, der Klapperdürren, altjüngferlichen Charlotta, sowie der Kugelrunden, aber nicht weniger altjüngferlichen Ursula Bachmann, leidenschaftlichen Katzenwärmerinnen, Platz.

Diese Damen, die aus St. Gallen stammten, denen man aber niemals die Schweizerinnen angehört hätte, hatten ihre weiträumige Behausung nur recht spärlich eingerichtet; doch inmitten eines jeden der wandkahlen, schmucklosen Gemäcker stand ein stets milchgefüllter Napf für die heißgeliebten Kätztiere.

Mein leider bald danach verstorbenes Brüderchen Willi sagte bei unserem ersten Besuch in trockener Kinderehrlichkeit zu den alten Jungfern: „Tante Bachmann, bei euch ist's aber wüßt; da war's bei der Tante Herder schöner.“

Die Damen trugen, gleich lebendigen Pelzen, die schneeweißen Katzen sommers und winters um den Hals geschlungen; aus den samtweichen Fellen abgeschiedener Lieblinge hatten sie sich Armstauer und Kragen fertigen lassen; ja, sie machten gar kein Hehl daraus, daß der Katzenstorch jüngst vier junge Kätzlein in Ursulas Bett gelegt habe! —

Mein Onkel Gustav Schmidt, der einzige Bruder meiner Mutter, der wenige Jahre darauf im Jahr 1866 als badischer Oberleutnant fiel, war mit seiner treuen, ihm zugelaufenen, gelbhaarigen Dogge Zampa zu Gast zu uns gekommen; alsbald begannen die Damen nun auch für den „blonden Hund“ zu schwärmen! . . .

Eines Tages kündigten sie an: sie beabsichtigten, nach Überlingen zu ziehen; sie hätten dort eine „Willa am Sö“ gemietet, da sie unwiderstehliche Sehnsucht nach den Wassern des „Bodensö's“ fühlten. Weil aber die „Kotzen“ auf der Eisenbahn eine gar „un-

lübsame“ Behandlung zu gewärtigen hätten, wollten sie Kosten und Mühsal nicht scheuen und die dreitägige Fahrt von Freiburg nach Überlingen über den Schwarzwald in eigener Mietskutsche zurücklegen.

Ich sehe noch, wie ein großer, weißgeflochtener Korb, das Reisepostwagenabteil der verehrungswürdigen „Koaxen“, oben auf die Kutschendecke geschnallt ward. Wir nahmen rührenden Abschied wie für die Ewigkeit und sollten uns schon bald danach unter seltsamen Umständen wiedersehen.

* * *

Wenige Monate später ward ich Neunjähriger wegen Blutan- drangs nach dem Kopfe vom Hausarzt in das Bodenseebad Über- lingen gesprochen. Auf Bodenseebäder legte die damalige Arzte- kunst den höchsten Wert. Ich zitterte förmlich vor Freude der dor- tigen Begegnung mit den von mir sehr geliebten Damen entgegen...

In den ersten Tagen des Überlinger Aufenthalts beschloß die ge- samte Badegesellschaft des Kurhauses, aus Wohltätigkeitsdrang dem „Benefiz“ eines armen blinden Schauspielers anzuwohnen. Der „Artesische Brunnen“ sollte gegeben werden, das Unglücks- stück, bei dessen Aufführung vor Zeiten das alte Karlsruher Hof- theater abgebrannt war und das deshalb in der Hauptstadt als ver- pöntes Stück nie mehr aufgeführt werden durfte.

Vollzählig verfügten die Kurgäste sich des Abends in das Theater- chen, das in einem Wirtsaal mäßigsten Umfangs aufgeschlagen war. In der ersten Reihe der Sperrsitze — andere Plätze gab es überhaupt nicht — saß, keine drei Schritte vom Vorhang entfernt, aber trotz- dem mit riesigem Operngucker bewaffnet, in schneeweißem „Talma“ eine alte Dame; weiße Federn nickten abenteuerlich auf ihrem Kopfsputze. Beim Geräusche der Ankommenden blickte sie um sich und: „Heinrich, büßt du's wirklich?“ erlang's von den welken Lippen.

Im nächsten Augenblick lagen wir uns gerührt in den Armen: es war Charlotta Bachmann, die sich gleichfalls künstlerischen Ge- nüssen hingeben wollte! Wir setzten uns, liebend aneinandergedrängt, dicht hinter das ohrenzerschmetternde Orchester.

Charlotte lud uns zu Besuch in ihre „Villa“, was auf mein kinderunbändiges Drängen sogleich andern Morgens frühzeitigst ins Werk gesetzt werden mußte.

Die „Villa am Sö“ lag aber zu höchst oben in dem am Berge hinangebauten Städtlein!

Da kurz vor der Ankunft der Damen ein Neffe seine Erbtante,

die ihm allzulange lebte, in diesem Haus umgebracht hatte, so fühlten sich die Schwestern Bachmann in den unheimlichen Räumen nicht gemüthlich. Sie führten uns in das Mordzimmer, wohl, damit auch wir das Gruseln lernten. Sie suchten aus Gespensterfurcht, um Mitternacht der ermordeten Erbtante zu begegnen, möglichst oft die benachbarte, heimatliche Schweiz auf.

Die „Roazen“ spielten natürlich auch am Bodensee die alte Hauptrolle; auch hier stand in der Mitte jedes Zimmers der altgewohnte, milchgefüllte Napf.

Ich aber war überselig, die freundlichen, alten Damen auch am „So“ begrüßen zu dürfen.

Danach habe ich sie nie mehr gesehen. Gab's einen Razenhimmel, hätten sie ihn jedenfalls dem Menschenhimmel in der Ewigkeit vorgezogen.

16. Überlinger Stadtmusikanten von 1864.

Von den „Bremer Stadtmusikanten“ weiß jedes Kind aus den Grimmschen Märchen. Daß es aber auch Überlinger Stadtmusikanten gegeben hat, weiß in der weiten Welt niemand; jedenfalls spricht man nicht von ihnen. Diese waren aber leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut, wirkliche Musikanten, keine Tiere, wie die „Bremer Stadtmusikanten“ im deutschen Märchen.

Es war ein aus vier Mann bestehendes Orchester, das in einem zu Theaterzwecken hergerichteten Wirtshausaale spielte, oder besser: aufspielte.

Diese besagten vier Mann saßen unmittelbar vor dem Vorhang und gleich hinter ihnen in der allerersten Reihe meine Mutter und ich, um der Aufführung des „Artesischen Brunnens“ zu lauschen, den ein blinder Schauspieler sich zu seinem „Benefiz“ erkoren hatte.

Der unglückliche „Künstler“ fuchtelte, den ganzen Abend auf einer Stelle der Bühne stehend, armselig seine Rolle herunter...

Die vier obbemeldeten Mann musizierten mit einem verwirrend machenden Eifer, so daß ihnen der glänzende Schweiß von den Stirnen in den Hemdkragen herabperlte.

Elende, tropfende Talglichter mit mächtigen Bußen — die moderne Welt hat gar keine Ahnung mehr davon, was eine Unschlitzkerze, ein Bußen und eine Lichtschere bzw. Lichtpuße waren, die man jetzt zuweilen in Museen unter Glas in den Ausstellungs Kästen oder zu deutsch: „Vitrinen“ trifft — also Talglichter mit riesigen Bußen und herabtriefendem Talg brannten in beängstigender Nähe des Vorhangs und drohten jeden Augenblick, ihn in Brand zu stecken, so daß meine Mutter einen übermäßig die Backen blühenden Flötens-

bläser fingerdeutend auf die Gefahr hinwies. Dieser aber, mitten in schweißtriefender Ausübung seines hehren Berufes, wehrte voll unverständlichen Unwillens leidenschaftlich ab — endlich nach Vollendung des Vorspiels zog er unter seinem Spielbuch die hineingesteckte Lichtschere hervor und schnuppte oder schneuzte, wie man sagte, die Bugen der Talgkerzen damit ab!

Meiner Mutter war gleichzeitig ein Hochlicht darüber aufgegangen, daß die Lichtputze zugleich als — *Notenputz* hatte dienen müssen.

So unendlich einfach ging es bei den Überlinger Stadtmusikanten noch her . . .

17. Der Bauchwehmann aus Liedolsheim.

Ein Bäuerlein, das von Zeit zu Zeit meiner Großmutter aus dem Dorfe Liedolsheim allerlei Lebensmittel ins Haus brachte, klagte eines Tages über heftiges Leibweh.

Meine mitleidvolle Großmutter reichte dem Schmerzreichen einen Schluck guten Kirschwassers.

Nach einiger Zeit kam er wieder und krümmte sich abermals vor Leibschmerzen. Auch dieses Mal hatte seine Klage günstigen Erfolg und er durfte wiederum ein Gläslein Kirsch genehmigen.

Als er aber gar ein drittes und viertes Mal schmerzenbehaftet ankam, stieg in meiner Großmutter der Verdacht auf, das erste und zweite Glas habe ihm so gut geschmeckt, daß sich stets in der Nähe der großmütterlichen Küche die Leibschmerzen in so beängstigender und auffallender Weise plötzlich einzustellen pflegten.

So reichte sie ihm denn ein bitteres, abscheulich mundendes Gesundheitsstränklein, und siehe da, der Leidende war bei künftigen Besuchen völlig vom Bauchweh genesen!

18. Der Grabstein als Gewissensrat oder:

Wie man sich alles auslegen kann.

Vor sechzig und mehr Jahren lebte zu Karlsruhe die mir persönlich wohlbekannte Witwe eines längst verstorbenen Stabsoffiziers.

Diese schon recht gereifte, um nicht zu sagen überreife Dame verliebte sich noch trotz ihrer zahlreichen Nuzeln, wider alles Erwarten, in einen gleichfalls schon tief ergrauten Freund ihres seligen Gatten, der um ihre Hand angehalten hatte; ja, sie schmachtete ihn wie ein liebegirendes junges Mädchen an.

Als der Tag der Hochzeit alsgemach heranrückte, schlug ihr doch etwas das Gewissen, ob sie recht am Andenken ihres dereinstigen

Gemahls handle, und sie flehte in ihres Herzens Not und Verzagt-heit den Seligen um irgendein Zeichen der Zustimmung oder des Mißfallens an.

In solcher Seelenverfassung wanderte sie zum Friedhof hinaus. In der Nacht hatte ein furchtbarer Sturm getobt, der viele Ver-Beerungen auf der Ruhestätte der Toten angerichtet hatte.

Als die gewissengepeinigete Wittib zum Grab ihres dereinstigen Mannes gelangte, hatte der nächtliche Orkan den wohl schon etwas morsch und brüchig gewesenen Grabstein nach vornen umgeworfen, und so lag er denn auf seiner Stirnseite platt am Erdboden.

Die Drakelbefragerin aber jauchzte voll Herzensfreude „Gott sei Dank, er ist mit meinem Vorhaben einverstanden; er hat mir Bejahung und Beifall genickt!“

Und gewissen erleichterten, seelenberuhigten Herzens schritt sie zum zweitenmal an den Traualtar.

19. Kuhwarme Milch.

In meiner Kinderzeit galt kuhwarme Milch als das A und O aller Gesundheitsfördernisse für Kinder.

In der Herrenalber Sommerfrische von 1868 wurden wir alle Spätnachmittage ins letzte Bauernhaus des noch sehr bescheidenen Dörfleins hinausgetrieben und mußten vom Euter weg das schnee-schäumende Getränk schoppenweise trinken. —

Später sah ich einmal im Pyrenäenbade Bagnères-de-Luchon ein höchst vereinfachtes Verfahren: wie ein kleiner Ziegenhirte sich platt unter den Bauch einer Ziege auf den Rücken warf, sich ihre Euterzitze in den Mund steckte und, wie ein junges Zicklein selber, das köstliche Mutternaß in langen, durstlöschenden Zügen einsog. —

Wehe, dann aber wurden die Bazillen entdeckt und die kuhwarme Milch als eines der gesundheitgefährlichsten Getränke verzollt! Die armen Kühe wurden geächtet und verfemt. Das war so gegen Ende der 1880er Jahre. Ebenso erging es den rohen Eiern, die mir früher so gut schmeckten, daß ich manches halbe Dutzend nacheinander ausspuckte, ohne irgendwelche unliebsame Folgen zu spüren. Auch die Hühner wurden in die Acht erklärt!

Eine heilwissenschaftliche GröÙe las mir eine Sondervorlesung unter vier Augen: Ich um Gotteswillen keine rohen Eier und trinke keine kuhwarme Milch! Du bist sonst ein Kind des Todes! Denn sieh: Schwindsüchtige spucken oft aus den Eisenbahnwagen auf die Wiesen. Der Auswurf bleibt an den Grashalmen haften. Die Halme werden von Kühen und Hühnern gefressen. Die Bazillen gehen durch den Tierleib in Milch und Eier über. Wer diese

geneset, nimmt die tobbringenden Wesen in sich auf, bekommt die Schwindsucht und muß in ein Sanatorium nach Davos! —

Ich ließ mich auch ins Bockshorn jagen, mir durch ärztliches Ge-
rede viele Lebensfreude nehmen und enthielt mich längere Zeit der
ungekochten Milch und der rohen Eier.

Allmählich wandelte sich denn auch diese Meinung, und man ent-
deckte gar: daß Bazillen überhaupt zum Leben gehörten, ja, daß
ohne Bazillen ein Leben gar nicht möglich sei! So wurde die kuh-
warme Milch wieder in ihre alten Ehren eingefeszt und gilt jetzt
wieder als ausgezeichnet für die Kinderwelt! —

O Menschheit, besinne dich! Falle nicht auf jede Modenarrheit
herein und beherzige stets das oft vergessene, alte, deutsche Sprich-
wort: Wange machen gilt nicht!

20. Heilwissenschaftliche Moden.

Meine beiden erheblich jüngeren Brüder waren vom Blauen
Husten befallen und ich begann gleichfalls mit unheimlichen An-
sagen dazu.

Ein heilwissenschaftlicher Großgeist hatte gerade zu rechter Zeit
herausgeklügelt, daß bei Krupphusten das Einatmen von Gas-
dünsten am zuträglichsten sei!

Sofort ward mit der Gasanstalt der Stadt eine Vereinbarung
getroffen; und nun wurden wir drei Unglückswürmer — das
jüngste sogar noch auf dem Arm der treuen Kinderschaffnerin
Christine — aufgepackt und jeden Vormittag, den Gott gab, in
die Anstalt geschafft, um bis zum Ersticken in gasluftschwangeren,
scheunenhaft öden Räumen den wertvollen, heilsamen Dunst —
Blauen Dunst wider Blauen Husten! — einzuschlüpfen. Genügt hat
es wohl nicht allzuviel; frische Luft wäre zweifellos besser gewesen.
Aber — die „Wissenschaft“ hatte gesprochen! —

Als angehender Jüngling mußte ich einer kleinen Magenverstim-
mung halber — Leerpillen schlucken! Es waren kleine, kohls-
schwarze Kügelchen, wie Laubeneisen, mit tintenschmeckender,
schauderhafter Leerbrühe gefüllt, die gewiß den ganzen Magen
wunderbar zusammenklebten! Aber — die „Wissenschaft“ hatte
gesprochen! —

Und gar der Tran! mit dieser grönländischen, mir wenigstens
ekelverursachenden Fettbrühe wurden wir Kinder auch weiblich ge-
labt! man drohte mir: ich müsse sterben, wenn ich nicht das Volks-
getränk der Eskimo schluckte. Ich widerstrebte, wiewohl mir die
süßesten Gutsel und Schokoladetäfelchen danach als Leckerlohn
winkten, und erklärte mit Entschiedenheit: lieber sterben zu wollen.

Der Tran allein hat sich von all den vielen, einst verschriebenen Heilmitteln als Dauerheilmittel bewährt . . .

21. Herrenalber Kurgäste von 1868.

Zu Herrenalb, wo wir uns für etliche Sommerwochen in der noch recht bescheidenen „Villa Falkenstein“ eingemietet hatten, bildete die Kurgesellschaft eine große Familie. Es mochten so etwa fünfzig Kurgäste im Haus untergebracht werden können.

Man vergnügte sich in höchst harmloser, kindlicher Weise mit Gesellschaftsspielen abends; am beliebtesten war das Erschrecken durch allerhand Unheimlichkeiten: man reichte sich ungesehen unter dem Tische nasse Seife, auch geschälte, kalte Kartoffeln, in die ausgerupfte Hühnerfedern gesteckt waren — was sich entsetzlich anföhlte — oder gar Handschuhe, die mit feuchtkalter Erde gefüllt wurden und sich verteuftelt schauerlich wie Totenhände betasteten.

Meine Mutter hatte die Gabe, die alemannische und, fast noch besser, die pfälzische Mundart vorzüglich zu beherrschen und trug mit Vorliebe Nadersche Gedichte vor, indem sie sich als Zwergin verkleidete, d. h. sie stellte sich hinter einen Tisch, steckte die Hände in ein Paar großer Schuhe; eine andere Dame, hinter ihr versteckt, begleitete mit ihren Händen die Rednergebärden meiner Mutter, was eine urdrollige Wirkung hervorbrachte. Am liebsten, und jedesmal mit größtem Beifall, trug sie in solcher Verbrämung Karl August Mayers jetzt selten mehr gehörtes Gedicht vor:

„Auf dem Dache sitzt der Spag
Und die Spägin sitzt daneben.“

Zu Ehren meiner Mutter und der befreundeten Frau Löhlein — zweier Paulinen — ließen Professor Löhlein und mein Vater eine hübsche Bank am Waldsaum auf dem Wege nach der „Klause“ herstellen und „Paulinenruhe“ taufen; eine großartige Feier mit Festzug, Blumengewinden, Bankaufreden ward ins Werk gesetzt, wobei ich Dreizehnjähriger die Keckheit hatte, eine Festrede zu halten; später habe ich die Vorliebe für Festreden und Trinksprüche völlig eingebüßt.

Die schöne Holzbank war schon ein Jahr nachher, als wir einen Lagesausflug dorthin unternahmen, vollständig vom Erdboden verschwunden. Man sieht: schon vor dem späteren Weltkrieg gab es Schänder und „Barbaren“ in deutschen Landen. —

Herrenalb war damals ein einfaches Dorf, eine echte Sommerfrische. Die „Villa Falkenstein“ — auch „Villa Mahl“ nach ihrem etwas verwachsenen, bucklichten Besitzer geheißten — lag weit außer-

halb des Dorfes. Irgendwelche Fremdenheime gab es sonst nicht; nur die altberühmten Häuser „Ochsen“ und „Sonne“ lockten Sonntagsausflügler aus Karlsruhe an. Das Mbtalbähnchen lag noch ein Menschenalter lang im Schoße der Götter.

Zwei alte, englische Offiziere, die in Indien gedient hatten, zwei köstliche ausgemergelte Steiffschächter, die richtigen Engländergestalten aus Witzblättern, gingen den ganzen Tag auf der Landstraße auf und ab, indem sie ihre Regenschirme in eigentümlicher Weise auf dem Rücken querüber unter dem Arme trugen, was uns Kinder natürlich zur Nachäffung reizte.

Man unternahm in großer Kurgastgesellschaft gemeinsame Ausflüge nach dem Heukopf, nach Frauenalb in den „König von Preußen“, wo wir einmal tüchtig eingeregnet wurden, und waren ein Herz und eine Seele, und dies alles noch ohne Kurkarte, ohne Kurlaxe, ohne Kurmusik.

22. Stadtkindlichkeit.

Ein nordisches Stadtkind auf dem Land im Schwarzwald war höchlich verwundert, daß eine Kuh beim Melken warme Milch gab, und meinte: das komme daher, weil die Kuh den ganzen Tag über im heißen Sonnenschein auf den Wiesen gestanden sei . . .

23. Eine Knabenerinnerung.

Von jeher liebte ich ein scharfes, gewürztes Essen. Was man mir auch dagegen einzuwenden versuchte, nicht einmal das furchtbare Drohwort: Die Ärzte hielten es für schädlich!, wollte mir irgendwie Eindruck machen.

Und genau so halte ich es noch heute und habe trotz maßlos scharfen Essens das achtzigste Lebensjahr erreicht.

Mit dreizehn Jahren war ich zum erstenmal zu Herrenalb in der Sommerfrische. Damals war dieser, jetzt nahezu zum Weltbad gewordene Kurort noch ein Dorf; weiter nichts. Ganz außerhalb des Dorfes lag ein Fremdenheim, die „Villa Falkenstein“. Sie ist heute noch eines der gerühmtesten Häuser dort, wenn auch baulich vollständig verändert gegen damals. Leute, die sie in jenen alten Zeiten kannten, würden sie nicht wiedererkennen. Dort war ich drei Wochen mit Eltern und Geschwistern in der Sommerfrische.

Was mir aber lieber war als Waldluft, Wasser und Bergwiesen — worauf Knaben kein übertrieben großes Gewicht legen —, das war: daß ich im geheimen Gelegenheit hatte, meiner Lust, scharf zu essen, ungestraft frönen zu können; was daheim nicht möglich war.

Vor jeder Mittagsmahlzeit erspähte ich den Augenblick, wo die Kellnerinnen den Tisch gedeckt hatten und ein Viertelstündchen Ruhe eingetreten war, d. h. bis die Suppe aufgetragen und den Badegästen zum Essen geläutet ward, um schnell und ungesehen in den Speisesaal zu flühen. Dort ergatterte ich mir rasch ein Brot, bestrich es mit einer dicken Lage Senf, worauf ich zur Krönung des wahren Satansessens noch unsinnig Salz und Pfeffer streute.

Mit dieser, in vieler Augen gewiß grausigen Beute eilte ich in den Garten, verzehrte es „hehlingen“ in einem Gesträuch, oder noch lieber suchte ich ein gewisses Ortlein auf, das im Garten am Straßenrande stand, worin ich mich einschloß und, ganz sicher vor Entdeckung, das eroberte Teufelsbrot mit größtem Genuß und Behagen verzehrte. Ich weiß noch deutlich: es hing ein Bild an des Ortleins Wand, das mich mächtig fesselte; aus einer Zeitschrift herausgeschnitten, das die um einen Tisch sitzenden Kaiser Napoleon III. der Franzosen und Kaiser Franz Joseph I. von Österreich darstellte, wie sie soeben den 1859er Frieden von Villafranka schlossen!

Dann eilte ich zum Mittagmahl in den Saal, wo die Eltern schon eingetroffen waren, und setzte das unschuldigste Knabengesicht von der Welt auf. Hätte mein Vater gewußt, was ich soeben „Gesundheitschädliches“ gebost hatte, hätte es sicherlich ebenfalls gesalzene und gepfefferte Prügel abgesetzt.

24. Ein Küchenkulturbildchen aus der letzten Wiedermeierzeit.

Neben dem Herd in der Küche meiner Großmutter stand der Gänsestall. Das Gänsestopfen war ein allgemein verbreiteter Brauch.

Zwei jammervolle Unglückswesen, die schnatternd ihre langgehalsten Köpfe durch ein Gatter streckten, wurden allabendlich von der Köchin mit Welschkorn bis zur Bewußtlosigkeit, bis zum Plagen vollgestopft, um die gehörige Fettleibigkeit zu erlangen.

Beim elenden Schein einer Unschlittkerze, neben der die Lichtputze lag, mit der zuweilen die kohlenden Büxen geschneuzt oder geschnuppt wurden, ging der schreckliche, tierquälerische Hergang vor sich. Gas und elektrisches Licht gab es ja noch lange nicht.

Zwei große Kupferkübel, mit Wasser gefüllt, standen auf einem Holzbänkchen am Küchenfenster neben dem Wasserstein; in einem der Kübel lag die große „Wasserschaf“ aus Kupfer.

Die gänsestopfende Köchin mußte, wie allgemein üblich, das Wasser vom Pumpbrunnen im Hof auf dem Kopfe zur Küche

tragen; ein „Bausch“ auf dem Scheitel erleichterte das Tragen etwas. Wasserleitungen gab es gleichfalls noch lange keine.

Die Köchinnen hatten schwer unter der Last die Treppe hinauf zu klettern.

Die Erfindungen und Errungenschaften moderner Zeiten bereiteten den Menschen zwar das Leben erheblich leichter, aber glücklicher und zufriedener haben sie die Menschen nicht gemacht.

25. Eine Biedermeierzeitschrift.

Kein Kulturschriftsteller, der sich daran macht, über das Biedermeier sich zu verbreiten, sollte versäumen, eine Zeitschrift genau durchzunehmen, aus der er die Luft der Biedermeierzeit in vollen, tiefen Zügen einatmen kann.

Das sind die „Düsseldorfer Monatshefte“, die von Mitte der 1840er bis Mitte der 1850er Jahre in zehn stattlichen Bänden erschienen sind.

Mein Großvater von Mutterseite, der alte Hofrat Schmidt, besaß sie als regelmäßiger Mieter vollständig und ich habe sie mir in meiner ganzen Knabenzeit derart gründlich zu Gemüte geführt, daß mir nicht nur ihre wertvollen, ausgezeichneten Abbildungen, sondern auch ungezählte Witze und Spässe in deutlichster, wortwörtlichster Erinnerung stehen.

So oft ich zu meinen Großeltern kam, saß ich nach wenig Augenblicken schon über den „Düsseldorfer Monatsheften“ und hatte die Welt darüber vergessen.

Für Kostümkünstler an Theatern sind ihre Trachtenbilder eine unvergleichliche Fundgrube . . .

26. Biedermeierbetrachtung.

Man liest so manchmal in „gelehrten“ Büchern die verwegene, gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung: die Biedermeierzeit habe von 1815 bis 1848 gewährt!

Solche Kulturschreiber haben jedenfalls nicht vor 1870 gelebt, nicht Menschen aus jenen Tagen persönlich mehr gekannt.

Es ist überhaupt ein Unding, einen großen Zeitabschnitt nach Jahreszahlen bestimmt abgrenzen zu wollen.

Auch die Zopfzeit ist nicht mit einem bestimmten Jahre zu Ende gewesen; die allerletzten Zöpfe sind, so überraschend dies klingen mag, erst mit der Umwälzung von 1848 gefallen.

Mein Vater erzählte mir zuweilen: daß einige alte Herren in Karlsruhe, die sich nicht um die Welt von ihren Zöpfen trennen zu können schienen, noch in den 1840er Jahren ihren Nackenschmuck

hinter hohen, steilen Kragen, sogenannten „Vatermördern“, schamhaft zu verbergen wußten, bis endlich das genannte Sturmjahr ihrer Liebhaberei den Garaus machte. Sonst wären sie wohl selber sich zu lächerlich geworden.

Nein, die Biedermeierzeit ist beileibe nicht mit dem Jahr 1848 zu Grabe getragen worden; wenn auch anerkannt werden muß, daß ihre Höhe- und Blütezeit natürlich die 1830er und 1840er Jahre waren.

In den 1850er und 1860er Jahren erst flaute und ebte sie dann allgemach ab; man kann sagen: Bismarck und das Kriegsjahr 1870 erst waren die Totengräber ihrer allerletzten Ausläufer.

Die Menschen, die etwa von 1800 an lebten, ihr ganzes Dasein im Biedermeierstil und -ton verbrachten, haben ihr biedermeierisches Gehaben nicht schon mit fünfzig Jahren völlig abzuschütteln vermocht.

Ich habe noch so viele Leute gekannt, unter alten Verwandten und Freunden, die so uralte Biedermeiergestalten waren, die in ihren überkommenen Biedermeierzimmern, unter ihren Biedermeiermöbeln lebten, noch völlige Biedermeiergedanken hegten, daß sie sich nur schwer und sehr allmählich in moderne Anschauungen einleben konnten.

Wie gesagt: erst die unvertenden Ereignisse des Jahres 1870, das ungesund schnelle Aufblühen der Industrie, die überraschende Zunahme der Bevölkerung in Stadt und Land, die völlig veränderten Begriffe, die alles Biedermeiertum wie in einem Wirbel erfaßten und auseinanderstieben ließen, haben die alte, deutsche, bürgerliche, ja spießbürgerliche Gemächlichkeit ins Grab geschaufelt.

Ja, mir selber haftet aus der Jugendzeit her noch ein gut Stück Biedermeiertum an.

Die Biedermeierzeit war schön und urgemütlich, wenn auch mit einer guten Messerspitze voll Philtsterhaftigkeit und Schlafmüdigkeit untermischt . . .

27. Eine Herbstfahrt zur Knabenzeit.

Ich durfte meine Eltern auf entzückender Herbstreise durch das Schwabenland begleiten, zum erstenmal im Leben Stuttgart schauen, die altherwürdigen Städte Eßlingen, wo ich später so oft zu Gaste weilen durfte, Lübingen, wo mich das schneeweiße Gerippe der Zeitungsträgerin so schauern machte, das malerisch gelegene Rottweil besuchen und den hoch in die Landschaft ragenden Hohenzollern ersteigen!

In Konstanz wurden alte Freunde lustig überrascht. Man feierte

gerade den 100. Geburtstag Alexander von Humboldts — es war also der 14. September 1869 —, einen Tag, der damals in der ganzen Welt festlich begangen ward.

Von Albbbruck ward der Heimweg über den Schwarzwald in offenem Wagen zurückgelegt, St. Blasien mit seiner herrlichen, glockenberaubten Rundkirche, das ich damals zum ersten und bislang letzten Male schaute, kurz gestreift, den wundervollen Seespiegeln des Titisees und des Schluchsees, die zu jener Zeit noch einsam und weltverlassen lagen und noch lange nicht sommers und winters den Sportlern aus ganz Deutschland als Reiseziele dienten, bewundernde Blicke zugeworfen.

O schöne Tage! Nichts geht über eine Fahrt im offenen, pferdebespannten Reisewagen, wie man in alten Zeiten reiste, tagelang, wochenlang. Mein späterer Freund Hansjakob hat ganz recht gehabt, daß er es möglichst oft so machte . . .

Die Eltern waren noch jugendkräftig und lebensheiter, Weltkrieg und Inflation noch in Jahrzehntenferne, und rings umher das Dasein voll goldener Sonne — solange keine mathematischen Lehrbücher mit ihren Wetterwolken die Morgenbläue des Knabenhimmels verfinsterten . . .

28. Das weiße Gerippe von Tübingen.

Nicht von den „Toten von Lustnau“ — einem Dorfe bei Tübingen —, wie Uhland tat, will ich reden, sondern von einem wirklichen, wahrhaftigen Tübinger Gerippe. —

Als vierzehnjähriger Knabe machte ich mit meinen Eltern ein Herbstkreislein durch das Schwäbische.

Zu Tübingen lehrten wir bei meinem Oheim, dem berühmten Physiologen Karl von Vierordt ein — den persönlichen Adel verdankte er seinem Württembergischen Kronenorden, der nach alter Sitte, beziehungsweise Unsitte, solches bewirkte — und verbrachten einige Stunden in seinem Hause.

Na, kurz und gut: als wir ins Zimmer traten, gewahrten wir hinter einer Stubentüre, als wär's ein an der Wand stehendes, an allem teilnehmendes Familienglied, ein mittelgroßes, schneebleiches, uns, schauerlichen Lächelns, angrinsendes Gerippe. Es sah fast wie aus Weißsilber getrieben aus.

Die Tante jedoch sagte mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, auf die weiße, geisterhafte Erscheinung deutend: „Die hat uns vor sechs Wochen noch die Zeitungen ins Haus getragen!“

Mich gespensterlüsternen Knaben überrieselte natürlich ein leiser Schauer bei dieser wie ein Märchen klingenden Mitteilung. Daß

man in sechs Wochen vom fleisch- und fettbehangenen Menschen zum Totengerippe mit Sense und Hippe, wie man den Tod sich früher darstellte, verweisen könne, war mir noch nicht vorgekommen und wollte mir gar nicht ein.

Die Tante fuhr aber zu berichten fort, wie die unbemittelte Mutter der Zeitungsträgerin den Leichnam ihrer noch jugendlichen Tochter an die Anatomie verkauft und der Oheim ihn nach irgend-einem damals neu erfundenen Verfahren in unglaublich kurzer Zeit „präpariert“ und in den jetzigen Zustand gebracht habe . . .

Es gibt einen sprichwortartigen Gedankenspan, der wohl vom Auslande stammt: „In jedem Hause stehe ein Skelett im Wandschrank“, was bedeuten soll: in jeder Familie gebe es einen „dunkeln Punkt“, einen „point noir“.

Meine Tübinger Verwandten hatten nun ihr Skelett nicht im Wandschrank, sondern ganz offenkundig in der Wohnung stehen, auf daß männiglich sein memento mori ständig vor Augen habe! . . .

29. Ein Stücklein Schülerfrechheit.

Einer meiner Mitschüler hatte den Lehrer des Französischen durch irgend etwas in Harnisch gebracht.

Dieser stellte sich vor den unliebhaften, ungebärdigen Schüler hin und hielt ihm eine längere Standpauke.

Oskar hatte die Keckheit, am Schlusse der Strafrede dem grauhaarigen, würdigen Lehrer die herzlich unverschämte Frage, trotz dem sie ein Dichterwort in wenig angebrachter Weise heraufbeschwor, an den Kopf zu werfen:

„Ja, Herr Professor, was soll jetzt der langen Rede kurzer Sinn?“ . . .

Einen Augenblick schien der Gute völlig entwaffnet, aus dem Gleichgewicht gebracht und ratlos dazustehen. Dann schritt er, etlichesmal überlegend, wie er sich am besten aus der Sache ziehen könne, im Schulzimmer auf und ab.

Endlich hub er an: „Oskar, ich frage dich: Hast du dies aus Frechheit oder aus Dummheit gesagt? Hast du's aus Frechheit gesagt, dann muß ich dich vier Stunden in den «Karzer» sperren; hast du's aber aus Dummheit gesagt — je nun, dann ist doch Hopfen und Malz an dir verloren; dann lass' ich dich freiaus springen. Jetzt wähle!“ . . .

Oskar fiel die Wahl nicht leicht; er besann sich etwas; der Freiheitsdrang überwog alle sonstigen Bedenken und er entschied sich für die — Dummheit! . . .

Der Professor hatte sich salomonisch Flug aus der Schlinge der Verlegenheit gezogen und Oskar konnte als „dummer August“ frei zu seinem Mittagsmahl eilen . . .

30. Eine Konfirmationserinnerung.

Am Tage des ersten Ganges zum heiligen Abendmahl war etwas unzweckmäßigerweise noch ein Nachmittagsgottesdienst anberaumt worden.

Da Gastmähler, die man bei solch festlichem Anlasse veranstaltete, in zahlreichen Familien schon zur Mittagszeit abgehalten wurden, so war dies für angehende, fünfzehnjährige Kneippgenies keine kleine Gefahr und Versuchung.

Und richtig: es begab sich, daß ein Mitkonfirmand, der mir gleichaltrige Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, zu besagtem Gottesdienst in höchst angeheitertem Zustand in die Kirche kam und die Nachmittagsfeier durch seine Bezechtheit in schandbarer Weise störte.

Eine Anzahl ältslicher Frauenzimmer ergrimnte dergestalt über den kirchenschänderischen Frevler, daß sie beim Schluß des Gottesdienstes an der Kirchenpforte den jugendlichen, durch den drohenden Weiberüberfall schon stark ernüchterten Missetäter abpaßten, und ihn, wie ein Rudel erboster, die Speere schwingender Amazonen, mit ihren Sonnenschirmen nicht übel zurichteten!

So geschehen in der Kleinen Kirche zu Karlsruhe am Sonntag Judika des denkwürdigen Jahres 1870.

31. 1870er Kriegspoesie.

An Ostern 1871 fuhr ich nach schöner, im Elternhause zu Karlsruhe verbrachter Freizeit wieder in meine Wertheimer Schule zurück.

Der ganze Eisenbahnwagen war gesteckt voll von Kriegsurlaubern, die selig, fast trunken vor Freude waren, daß der Krieg glücklich vorüber und daß sie heim dursteten; und in solch ausgelassener Stimmung sangen sie wohl kurz zuvor im Feldzug entstandene Lieder, die nicht immer sich hoffähig gaben.

Die Sänger wogen ihre Worte nicht auf der Goldwage. Durch Wolken schweren Tabakdunstes rauschten während der Fahrt durch den Odenwald aus feldzugverwitterten Kehlen derbe Strophen, von denen mir eine so nachdrücklichen Eindruck machte, daß sie sich mir tief ins Gedächtnis prägte:

„Auf der Brücke vor Paris
Saß ein altes Weib und schiß
In ein altes Butterfaß —
Großer Gott, wie rumpelt das!“

32. Ein Kabinettstück.

Am 1. September 1870, dem gewaltigen Tag, an dem in weiter Ferne die Entscheidungsschlacht von Sedan geschlagen wurde, weilte ich im Pfarrhaus zu Kork, sozusagen im Schatten des von Flammen brandrot beleuchteten Straßburger Münsters.

Mein Verwandter, der Pfarrer Theodor Schellenberg, zeigte mir eine eigenartige Kriegserinnerung, ein wahres Prachtstück, das ihm kurz zuvor aus den Trümmern der benachbarten, zusammengeschossenen Stadt Kehl zugetragen worden war, und worauf jede Kunstkammer hätte stolz sein können:

Im Ofen eines unter französischen Füllgeschossen in Brand geratenen Kehler Hauses standen eine gefüllte Zuckerdose und eine kleine, weiße Goethebüste zufällig und einträchtig nebeneinander — vermutlich waren sie in der Kopflosigkeit eiliger Flucht von den Hausbewohnern dort zusammengestellt worden.

Genug. Durch die Glut schmolz der Zucker; die dunkle, lavahafte, gärende Masse hob wirbelnd den Deckel der Zuckerbüchse und umflutete das Goethebildwerkchen, so daß nur der geisterhafte, bleiche Kopf des großen Dichters aus der tiefschwarzen Flüssigkeit leuchtend hervorragte.

Als das glühende Haus wieder erkaltete, erstarrte die zähflüssige Masse und ein absonderlich eigenartiges Gruppengebilde war auf diese wundersame Weise zurechtgestaltet worden, das sich leicht mit einem Messer vom eisernen Ofen lösen ließ und das keine künstlerische Absicht reizvoller hätte bilden können.

33. Mein Bertheimer Tafelklavier.

Als winterlicher Ersatz für mangelnde Finken und Nachtigallen, wurden auch in Bertheim, ach, mit heißem Bemühen und geringem Erfolge meine Musikstunden fortgesetzt.

Statt des schmerz- und schwerbauchigen Karlsruher Orgelspielers Henrici suchte mich ein erheblich schwächeres Fräulein Moosbrugger in den Hallen der Tonkunst ein Stückchen weiterzufördern; die Unglückliche sollte gottlob die letzte sein, die sich der danklosen Aufgabe zu widmen hatte.

Aber woher in dem damals so kleinstädtischen Bertheim ein Klavier zum Üben hernehmen? Frau Ribstein, meine Hausmutter, besaß wohl einen schon recht ällichen, dünnstimmig klingenden Flügel, doch nur bevorzugte, zartere, der Musikmeisterschaft nähergerückte Hände, als die meinen waren, durften dieses Heiligtum zu berühren wagen; zu Tonleitern und Fingerübungen wollte die sonst seelengute Frau ihre Klangwerkzeugkostbarkeit nicht herabwürdigen lassen.

Da half die gütige Gattin meines Mathematikhofrats Neuber, die von unserer Not vernommen hatte, menschenfreundlich aus der Verlegenheit: sie ließ mir ein uraltes, vorsintflutliches Tafelklavier, das wohl noch aus der Vorwelt der Tafelklaviere stammte, an dessen Fußtaste — „Pedal“ — gar noch eine vollständige „Türkische Musik“ mit schmetterndem Zinnera-Bummera spielte; nun war ich geborgen.

Zum Entsetzen des auf Beethoven eingeschworenen, häuslichen Kreises ertönten bald Klavierauszüge der in Wertheim am Main noch ungewohnten, wohl zum ersten Male gespielten, von meiner Pflegemutter Ribstein tief verabscheuten, von mir jedoch abgöttisch verehrten Wagner'schen Tonwerke. —

Meine Klavierlehrerin war so vernünftig und uneigennützig, mir eines Tages selbst zu eröffnen: „Herr Bierordt, ich meine, wir geben die Stunden künftig auf.“ Das war ein Wort zu rechter Zeit, und niemandem mehr, als mir, aus der Seele gesprochen.

Zehn Jugendjahre war ich mit der Musik gequält worden, einem verirrten Vorurteil zuliebe, weil man damals glaubte, Klavierspielen gehöre bedingungslos zur menschlichen Ausbildung.

Ich liebe Musik leidenschaftlich, bin aber ohne jede Gabe zur Selbstausübung. Später hatte ich fünfundzwanzig Jahre neben mir einen herrlichen Flügel stehen, ohne daß es mir eingefallen wäre, jemals ihn zu berühren. Wenn das kein „Kriterium“ ist!

Meine nachmalige Gattin, von Beruf Konzert- und Dratorien-sängerin, gab soviel auf mein Musikurteil, daß sie mich stets um Rat fragte, wenn sie Musikstückfolgen für ihre Konzertabende entwarf; und mein im Wettersteingebirg abgestürzter Freund Josef Mainzer behauptete gar von mir, wenn er mir in Deutschland und Italien mit seiner herrlichen Baritonstimme Lieder vorsang: „Auf der Welt hört kein Mensch mit poetischerem Ohr einem Liede zu.“

Aber selber spielen, nein und aber nein!

Das gute Fräulein Moosbrugger hat mich glücklich von der Musikstundenqual erlöst. Dank sei ihrer Asche dafür! Die „Asche“ ist wörtlich zu nehmen. Sie hat, als eines der ersten weiblichen Wesen in Deutschland, ihren Leichnam später verbrennen lassen, ein Zeichen ihrer starkgeistigen Ungewöhnlichkeit und Vorurteilslosigkeit . . .

34. Gassenbildchen aus Alt-Wertheim von 1872.

Die Schwester meines Wertheimer Hausvaters Ribstein, ein altes Fräulein Marie Ribstein, kam für längere Zeit zu Besuch zu uns nach dem lieben Mainstädtchen.

Sie hatte Fritz Reuters „Alt mine Stromtid“ aus Heidelberg, ihrem Wohnort, mitgebracht und aus ihrem Munde hörte ich zum ersten Male preisend den ruhmvollen Namen: Fritz Reuter! Sie las uns abends aus der „Stromtid“ vor, aber ich muß leider bekennen, daß mir noch lange kein Verständnis für die wunderbaren Schönheiten des plattdeutschen Dichters aufgehen wollte. Spätreif, wie ich in allem war, brauchte es noch fast ein volles Jahrzehnt hierzu, bis mir der Knopf gesprungen war. —

Die Reuterschwärmerin kam eines Tages, außer sich vor Schrecken und Entsetzen, nach Hause; sie hatte durch ein benachbartes Gäßchen einen Gang gemacht: da war durch eine nach der Straße führende Abflußröhre unter allerhand herausspritzendem Küchenfecht eine leibhaftige Ratte mit herausgesprungen, die zutraulich genug war, sich unter dem flatternden Gewande des vorüberwandelnden Frauenzimmers eine neue Heimstätte bereiten zu wollen. Empört über diese rattenwärts beabsichtigte Neugründung, trat sie das ekle Ungeziefer tot . . .

So innig konnten sich die gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschen- und Tierwelt in den bescheidenen Gäßchen Alt-Wertheims damals noch gestalten!

35. Die Rigiistiefel.

Mein mich unablässig peinigender Mathematiklehrer in Wertheim am Main hatte auch seine freundlichen Seiten, wovon allerdings seine Schüler nichts zu verspüren bekamen.

Er verstand als unterhaltender Gesellschafter in behaglicher Redeseligkeit zu plaudern, des ich selber Zeuge sein durfte.

Unter dem Fenster meines bescheidenen Zimmerchens, darin ich als „Pensionär“ hauste, war ein Biergarten. Darin saß der Professor häufig an Sommerabenden und berichtete einer Schar bewundernder Zuhörer von seinen Reiseerlebnissen.

Ich stand oben hinterm Vorhängchen am offenen Fenster und belauschte den Ahnungslosen, wenn er drunten loslegte.

Es waren keine herzerschütternden Wanderungen, von denen der Erzähler Mitteilung machen konnte, sondern recht alltägliche Spießbürgerereien, aber für damalige Wertheimer Ohren immerhin erlesene Viertischschmäuse.

Er hatte einen ausgesprochenen Lieblingsstoff: kein Alexander von Humboldt konnte größere Wunder von seiner Chimborassobesteigung berichten, als der unerschöpfliche, nimmermüde Professor von den abenteuerlichen Fährlichkeiten seiner Erklümmung des Schweizer Berges — — Rigi! zum besten gab.

Einmal hatte er wieder in neuer Beleuchtung seinen fesselnden Bericht beendet, als er seine Beine unterm Tische vorzog und die recht gewöhnliche, lederne Beschuhung den atemlos gespannten Hörern fast in Tischhöhe vor die Nasen hinhielt, mit dem Finger auf das Wunder deutend und dies als letzten Trumpf auspielend:

„Und diese Stiefel, meine Herrn, waren mit auf dem Rigi!“ —

Allgemeines, großes, andächtiges Rigitiefelanstaunen!

36. Englische Königsgepflogenheiten.

Emilie Dittweiler, eine Base meiner Mutter, war über ein Menschenalter lang Kammerfrau der Königin Viktoria von England.

Eines Tages kam Ihre Großbritannische Majestät mit großem Gefolge zum Besuch ihrer Verwandten, der Fürstin Hohenlohe, nach Baden-Baden, und es ward alsbald im Schoße der Karlsruher „Basenschar“ meiner Mutter beschlossen, der seelenguten Emilie vollzählig einen Gesamtbesuch abzustatten. Der Beschluß ward unverzüglich ins Werk gesetzt und ich durfte, als siebzehnjähriger angehender Jüngling, die Damen begleiten.

Man betrachtete mit Andacht in der „Villa Hohenlohe“, der königlichen Absteigewohnung, das kurz zuvor von den Händen Ihrer Majestät benützte Seifenwasser, das noch unausgeleert in schwergoldener Schale schaumig auf dem Waschtische stand.

Unzählige Bilder des zwölf Jahre zuvor verstorbenen Prinzeßgemahls, Albert von Koburg, hingen und standen in allen möglichen Lebensaltern, Lagen und Stellungen in den Gemächern umher.

Neugierige Engländer belagerten in aufdringlichster Weise das Gartengeländer um den Frühjahrsitz ihrer Herrscherin mit Operngläsern und Fernröhren, so daß das fürstliche Gefolge mit ständigem Herablassen von Vorhängen und Rolläden alle Hände voll zu tun hatte.

Auf der Landstraße begegneten wir gegen Abend dem heimjauchenden Halbwagen — Break — der Königin: da knickten die Basen so ehrfürchtig tief, daß zwei der in Unterwürfigkeit Ersterbenden rücklings in einen tückischen Straßengraben fielen, den sie vor lauter Verehrung in der Dämmerung nicht gewahrt hatten. —

Meine mütterliche Base war eine muster- und tugendhaft verschwiegene Kammerfrau der Großbritannischen Majestät; nur selten ließ sie etwas von englischen Hofgepflogenheiten durchsickern. Die

Herrscherin über England, Schottland, Irland und das riesige Kolonialreich hatte die Gewohnheit, allmorgentlich ein neues Korsett anzulegen, wofür ihr vom Lieferer drei Pfund Sterling (60 Mark) für das Stück berechnet wurden . . .

Die Königin, sonst milde, herzlich und menschlich teilnehmend an allem, was ihre Umgebung betraf, zwang aber jeweils, wenn sie Briefe schrieb, die Damen ihres Gefolges vier, sage vier, Stunden lang im Halbkreis ihren Schreibtisch zu umstehen und der hohen Brieffschreiberin bei ihrer Arbeit zuzusehen.

Meine Berichterstatterin hatte sich auf diese Weise durch jahrelanges Umherstehen ein schmerzhaftes Fußleiden zugezogen und mußte dafür in Wildbad Heilung suchen, wohin Viktoria den eigenen Leibarzt, ohne eine Miene zu verziehen, ihr auf neun volle Wochen mitgab!

Da es die Königin, wie bekannt war, selten länger als drei Wochen an selben Ort aushielt, war ein ständiges Reiseleben. Selbst im Hochsommer mußten alle Pelze mitverfrachtet werden. Bei sommerlichem Gebirgsaufenthalt zu Balmoral in Schottland war das Pelzwerk einmal vergessen worden — flugs eilte der königliche Sonderdampfer nach London zurück und holte das Vergessene, ohne daß es jedoch gebraucht worden wäre. Der Majestät genügte das Gefühl des nahen Vorhandenseins.

Nachts mußte in jedem Gemache des jeweiligen Aufenthalts eine Kerze brennen, da die hohe Dame sich offenbar in den schauerlichen, oft durch Mordtaten mit Blut besudelten Räumen ihrer Schlösser — und welche Geschichte wäre blutiger als die englische Königsgeschichte? — wenig behaglich fühlte.

Die Sitte wirkt, scheint es, ansteckend. Meine Tante mußte später in ihrem Karlsruher Kammerfrauenruhestande gleichfalls nachts in jedem ihrer Zimmer eine Wachskerze brennen haben!

Die vielen Kinder der Königin Viktoria aus der Ehe mit Albert von Koburg, vorab der älteste Sohn, der spätere König Eduard VII., dessen gutes Herz meine Verwandte nicht genug rühmen konnte, und den sie so darzustellen wußte, als ob er kein Wässerlein trüben könne, pflegten auf den langen, hallenden Gängen, ja zuweilen auf den schmalen Galerien der Schlösser mit wehenden Mänteln und Röcken derart im Sturmschritt zu laufen, daß es oft starke, unliebsame Zusammenstöße setzte. Sie hatten es, scheint's, zu wichtig und wollten keine Minute verlieren.

Hinter Sinn und Zweck dieser rasenden Sturmläuferei, sagte meine Tante, sei sie niemals gekommen; doch sei es eine aus-

geprägte, höchst ungemütliche Gewohnheit aller englischen Königstöchter gewesen.

Als Eduard, der Prinz von Wales, einmal Karlsruhe streifte, ließ er Emilie Dittweiler an die Bahn kommen zur Begrüßung; es war fast eine Verlegenheit für sie, den polizeilich abgesperrten Bahnsteig zu überqueren, um, angesichts der neugierigen Volksmenge, allein zum Fürstenwagen geleitet zu werden. Die Königin, wie ihre ganze Familie, waren von rührender Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit und Treue gegen alle, die ihnen gedient hatten.

1899 starb meine Verwandte zu Karlsruhe im fünften Jahr ihres Ruhestandes. Die Königin war seiner Zeit ganz unglücklich, als sie sich von ihrer treuen Dienerin trennen mußte; sie wollte sie durchaus in ihrem Palaste zu London bei sich behalten, ja, sie wollte sogar Emilie's Schwester ebenfalls im Buckingham-Palace bei sich aufnehmen. Diese, mit ihrer guten, unverfälschten Karlsruher Mundart, hätte keine gute Figur auf dem englischen Königsparkette gespielt.

Königin Viktoria ließ ein mächtiges, weißes Marmorkreuz auf Emilie's Gruft setzen, verfaßte selbst die Grabschrift in englischer Sprache und ließ mich ersuchen, ihre Worte ins Deutsche zu übertragen.

Sie selber sprach mit Vorliebe Deutsch und verstand es vortrefflich. Eine deutsche Grabschrift zu verfassen, die in Marmor gemeißelt werden sollte, traute sie sich aber doch nicht zu.

Sie belustigte sich einmal, als die Oberin des Klosters Lichtental bei Baden-Baden sie mit „Majestät“ in ihrer Oberländer Mundart anredete und sagte es ihr in tadellosem Deutsch, wie dieses Wort sich ausgesprochen gehöre.

Die Königin hatte sogar, bei ihrer Vorliebe für deutsches Wesen, und um stets in deutscher Sprachübung zu bleiben, nacheinander drei Karlsruherinnen als Kammerfrauen um sich; deren dreier Dienstjahre, zusammengerechnet, über ein halbes Jahrhundert ausmachen.

Unter Viktorias Zepher wäre es niemals zum Kriege mit Deutschland gekommen, weil sie so sehr deutsches Wesen liebte, wie die Deutschen überhaupt — außer Bismarck!

Der hatte bekanntlich die bedeutendsten Orden aller Herrscher der Erde — nur keinen englischen . . .

Die Grabschrift, die die Königin verfaßte und die ich auf königlichen Wunsch übersetzte — sie ist heute noch in der Reihe der Gräfte des Karlsruher Friedhofes zu lesen — lautet:

Zum ehrenden Gedächtnis
 an
 Emilie Dittweiler
 geb. 19. Juli 1829
 gest. 10. März 1899
 dreißig Jahre hindurch
 die treue Kammerfrau und Freundin
 der Königin von Großbritannien und Irland
 Victoria
 Kaiserin von Indien,
 welche dieses Kreuz errichten ließ
 als Zeichen aufrichtiger Anerkennung.

37. Angewöhnte Redensarten.

Zu Rastatt lebte der alte Medizinalrat Haug, der sein ganzes langes Leben als praktischer Arzt in der ehemaligen deutschen Bundesfestung tätig war, und, wie wir dies aus meinem lustigen Knabenerlebnis im „Buch meines Lebens“ wissen, unablässig sich der Redensart: „Ich muß Ihnen offenherzig gestehen!“ befließ.

Jeder mag sich auf ähnlichen Lieblingswörtern und bevorzugten Satzweisen ertappen, und man darf nicht allzu strenge damit ins Gericht gehen, wofern sie einen Sinn haben.

Unerträglich aber wird es, wenn jemand völlig sinnlose, halbverrückte Satzungenetze hervorstößt. So lernte ich zu Ansbach in den 1870er Jahren einen älteren Herrn kennen, der unablässig das grausige, einen fast zur Verzweiflung bringende Wortgemengsel oder besser Sprach-Nagelfluhgebilde: „Nachher = wiederum = war = noch einmal“ zwischen den Zähnen hervorknirschte und seine Sätze damit verbrämte . . .

38. Der Lehrer Fehr.

Ein alter, etwas steifschächtiger Lehrer, namens Fehr, pflegte sich in seiner schulmeisterlichen Fadengeradheit, seinen Namen genau buchstabend, vorzustellen:

„Mein Name ist Fehr: f — e — h — r!“

Als er dies wieder einmal, einem Witzbold gegenüber, tat, gab ihm dieser schlagfertig heim:

„Das freut mich sehr: s — e — h — r!“

39. Klassischer Geschmack im Norden.

Beim ersten Kunsthändler eines süddeutschen Fürstentums wollte ich die „Venus von Capua“ mit ihrem auffällig abgeplatteten Kopfe kaufen.

Trotz meiner ausführlichen Angabe vermochte ich dem ehrsamem Verkäufer nicht ganz klarzumachen, welche der Antiken ich zu besitzen wünschte; denn die Figur selber war nicht vorrätig.

Da gab er mir, meine Erklärung abschneidend, den klassischen Bescheid:

„Wir führen dieses Kunstwerk nicht; hier wünscht man die Köpfe nur komplett!“

40. Ein altbadischer Geldproß.

Ein badischer Großgeldproß älterer Zeit, der sich vom gewöhnlichen Arbeiter zum reichen Fabrikherrn aufgeschwungen hatte, seine mangelhafte Kinderstube jedoch nicht zu verleugnen vermochte, rief in abendlicher Wirtshausherrnrunde:

„Ich kann alle Sprachen sprechen. Wenn ich im Ausland reise, streck' ich bloß die Zunge 'raus, leg' ein Goldstück drauf und jeder mann versteht mich.“

41. Eine Lanze für die Birch-Pfeiffer.

In meinen Knabenzeiten hatte ich oft Gelegenheit, in den Stadttheatern zu Freiburg im Breisgau und Konstanz, aber auch im Karlsruher Hoftheater, rührsame, doch immer bühnenwirksame Stücke der vielbewunderten, vielgespielten, und dann so vielgeschmähten Charlotte Birch-Pfeiffer zu sehen.

Ihre Stücke bewiesen in allen Ländern, keineswegs nur in Deutschland, ihre unverwüßliche Zugkraft. Die größten Darsteller und Darstellerinnen spielten jahrzehntelang die dankbaren Rollen, die Charlotte für sie zu schreiben verstand. Welche Erfolge hatte die berühmte Neumann-Haizinger als Lorle in „Dorf und Stadt“ oder die sprachgewaltige Johanna Lange-Scherzer, eine der größten Künstlerinnen des Karlsruher Hoftheaters, mit dem „Goldbauer“ und der „Grille“!

Im Sommer 1882 hielt ich mich auf einer Nordkapreise mehrere Tage lang in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde, auf, und siehe: an der Wand eines der dort üblichen Holzhäuser prangte mir ein fettgedruckter Schauspielzettel entgegen: „Die Waise von Lowood“ von Charlotte Birch-Pfeiffer!

Charlotte war selber einst Schauspielerin und eine gewandte Regiekünstlerin; sie verstand sich auf „Theatereffekte“ wie nur selten jemand.

Ich sah im Freiburger Stadttheater „Pfefferrosel“ und den erschütternden „Glöckner von Notre-dame“, in Konstanz ihren „Jo-

hannes Gutenberg“, in Karlsruhe „Die Grille“ sowie „Die Waise von Lowood“ auführen; den Schrei der Wahnsinnigen, von einer guten Schauspielerin markdurchschütternd herausgestoßen, vergiftet man niemals im Leben, so wenig wie den nächtlichen Verzweiflungsschrei der Adelsheid von Walldorf im „Göz von Berlichingen“.

Trotz aller Birch-Pfeiffer-Bilderstürmerei werden ihre Dramen immer und immer wieder auferstehen und nicht so leicht gänzlich von der Bühne zu vertreiben sein. Sie sind trotz ihrer Rührsamkeit besser als manch späteres französisches Ehebruchstück.

Der alte Siegeszug der unverwüstlichen Charlotte wird wohl für immer dahin sein, aber sie hatte ihre Zeit gehabt, die sie richtig ausfüllte, und mehr kann man von niemandem verlangen . . .

42. „Schach dem König!“

Im Karlsruher Hoftheater wurde gegen Ende der 1860er Jahre das reizende, leider längst vom Spielplan verschwundene Lustspiel „Schach dem König!“ von Hippolyt Schaufert gegeben, das sich geraume Zeit als beliebtes Stück in der Gunst der Hörer erhelt.

Es behandelte die Einführung des Tabakrauchens in England. Die Todesstrafe stand ursprünglich auf dieser neuen Sitte bzw. Unsitte, bis es gelang, in einer Londoner Kneipe den König Jakob I. selbst zum heimlichen Raucher umzustimmen. Dies bewirkte die Aufhebung der schweren Strafe und die endgültige Freigabe des Tabakrauchens.

Das Stück war mit dem Wiener Schillerpreis gekrönt worden und machte den Siegeszug über alle deutschen Bühnen. Zu Karlsruhe lag die Hauptrolle, König Jakob I., in den Händen des „alten Höcker“, eines der größten Darsteller, die jemals an der Hofbühne tätig waren. Ein feinerer Charakterspieler ließ sich gar nicht ausdenken.

Der Verfasser des Stückes war ein noch junger Mann, ein Pfälzer, auf den man als den deutschen Lustspielsdichter der Zukunft die höchsten Hoffnungen setzte. Leider ist er kurz nach seinen Triumphen gestorben. Mit ihm ist sicherlich eine große dramatische Begabung dahingegangen.

Rührend war die Teilnahme seiner Pfälzer Landsleute an seinem im Flug errungenen Ruhme. Die Pfälzer waren so stolz auf ihren jungen, soeben entdeckten Dichter, daß sie in großen Scharen, sogar in Sonderzügen, weil die fahrplanmäßigen nicht ausreichten, über die nicht lange zuvor erstellte Maxauer Eisenbahnschiffbrücke nach der badischen Residenz befördert wurden. Das Theater konnte

trotz mehrfacher Wiederholungen die Menge der schaulustigen Überreiner kaum fassen.

Ich habe zuweilen schon Spielleiter auf das Schaufert'sche Stück hingewiesen, sie möchten es doch wieder ausgraben!

43. Theater von einst und jetzt.

Wenn ich vor fünfzig Jahren in das berühmte, noch von Eduard Devrient'schen Überlieferungen zehrende Karlsruher Hoftheater kam und mich im Zuschauerraum umsah, so kannte ich, ohne Übertreibung, gewiß den dritten, vierten Menschen der Zuhörer; und wenn ich gar in der Pause das „Foyer“, wie man damals mit schönem Fremdwort die Wandelhalle benannte, betrat, so kannte ich unter den hier sich Versammelnden nahezu jeden.

Meist waren es Offiziere, Staatsbeamte oder solche, die diesen Kreisen nahestanden und die vielfach in meinem elterlichen Hause verkehrten. Wir hatten eines der gastfreiesten Häuser der badischen Residenz alten Stils. Meine Mutter vereinigte zwei seltene Eigenschaften in wunderbarer Weise: sie war große Weltkame, sowie vortreffliche Hausfrau in einer und derselben Gestalt. Sie pflegte die große Geselligkeit in weltgewandter Weise, und mein Vater, der hierfür weniger geschaffen war, seiner Gattin aber jede Freude gönnen mochte, stellte ihr die erforderlichen Mittel zur Verfügung.

Im Theater bevorzugte ich als junger Mensch das „Stehparterre“, weil ich da ganz ungesehen und unbeobachtet aus- und eingehen konnte. Von der Urmütlichkeit dieser Einrichtung des Stehparterres kann man sich heute keine Vorstellung mehr machen.

Es war eigentlich mehr eine riesige, dunkle Höhle, rechts und links mit je einer gußeisernen Säule. Wohl dem, der so frühzeitig kam, daß er eine dieser beiden Säulen ergattern konnte, um sich daran anzulehnen. Der war wohl geborgen. Ich kam manche Viertelstunde zu frühe ins Theater, nur um dieses Glückes teilhaftig zu werden.

An diese Säulen gelehnt, wohnte ich unzähligen Theateraufführungen stehend bei — in der Jugend kennt man ja den Begriff Müdigkeit kaum — für den billigen Preis von einer Mark. Dieser bescheidene Preis war für Opern und Schauspiele durchaus gleich. Ideale Zeiten! Hier habe ich oft, als sozusagen Säulenheiliger, Wagners, Webers und Meyerbeers Tonschöpfungen gelauscht. Als dieses Stehparterre moderneren Umbauten weichen mußte, war ich sehr unglücklich, denn ich wußte, daß es nie wieder so schön und behaglich im Theater werde!

Oben, im Ersten Rang, hatten meine Eltern in einer Loge zwei

regelmäßige Plätze. Es gab damals nur zwei „Louren“, eine gerade und eine ungerade. Später, als man drei „Louren“ einrichtete und sie A, B, C benannte, spottete der Karlsruher Volkswitz darüber und taufte sie: Adel, Bürgertum, Canaille.

Hatte man auswärtigen Besuch mitgebracht, so stellte der Logenbeschlößer stillschweigend einen Stuhl für den Gast in die Loge, ohne daß für den Eindringling eine weitere Eintrittskarte gelöst zu werden brauchte. Das war allgemein üblich und kein Mensch fand etwas darin. So bürgerlich-behaglich, aber auch so großzügig, ging es damals zu.

Im „Foyer“ störte es mich oft, daß ich fast jeden kannte und schier unzähligmals angesprochen wurde, so daß ich es in Theatern anderer Städte wohlthuend empfand, als Fremdling unbehelligt in eine Vorstellung zu können. Und oft wünschte ich mir, auch einmal zu Karlsruhe, ohne Bekannte zu treffen, in Theater und Foyer zu kommen.

Nach fünfzig Jahren ist mir dieser eitle Jugendwunsch über Wünschen und Erwarten leider noch erfüllt worden.

44. Von einer Theaterfreundin.

Am 28. Februar 1847 brannte das alte, feuergefährliche Karlsruher Hoftheater ab.

Eine leidenschaftliche Theaterschwärmerin, eine Frau Bauer, grämte sich so sehr darüber, und dabei hatte sie nicht etwa ein Angehöriges zu beklagen, daß der Schmerz sie auf das Krankenzimmer warf, von dem sie nicht mehr auferstehen sollte.

Den Gedanken, nicht mehr in ihr altgewohntes, altgeliebtes Theater zu kommen und Jahr und Tag warten zu müssen, bis ein neues gebaut sei, vermochte sie nicht zu überleben.

Sie rief meine Mutter, die damals noch ein lediges, siebzehnjähriges Mädchen war, an ihr Sterbebett und schenkte ihr zum Andenken eine geschmackvolle, reizende Kokobrosche, die sich später auf mich vererbte und heute noch mit Vorliebe von meiner Frau getragen wird.

Wie oft erzählte meine selige Mutter von jener Frau Bauer und fügte stets traurig hinzu: „Ja, der Kummer über den Karlsruher Theaterbrand und die Aussicht, längere Zeit nicht ins Theater zu können, haben sie zu Grabe gebracht!“

Mit solch zäher Leidenschaft und Liebe hingen die alten Karlsruher an ihrem Hoftheater und an ihren Bühnenkünstlern. Sie durften aber auch ungewöhnlich genußvolle Theaterabende schauen; ich

brauche nur an einen Stern unter vielen zu erinnern, der alle strahlend überglänzte, an den ruhmreichen Namen: Amalthee Haizinger!

45. „Wo liegen Ihre Güter?“

In der Mitte der 1870er Jahre machte der Schah von Persien, der „Sohn der Sonne“, wie er sich anspruchsvoll nannte, seine erste kostspielige Reise durch Europa. Sie soll so kostspielig gewesen sein, daß sie sein unglückliches, asiatisches Sonnenreich in gewaltige Schulden gestürzt habe, was sich ja sehr wohl denken läßt.

Unter den zahlreichen Höfen und Höfchen, die der moderne Nachfolger des Darius Hystaspis und des Xerxes mit seinem schahlichen Besuche beehrte, befand sich auch der großherzogliche Hof zu Karlsruhe.

In Berlin, wo er vorher seine Sonnenordenssonne leuchten ließ, hatte er im Theater von der Hofloge aus in den Sperrsiß hinab den beglückten preußischen Untertanen auf die Scheitel zu spucken geruht und auf dem „Parkettboden“ seines Gastgemaches im Schlosse gar ein Opferlamm geschlachtet und mit Schafesblut den spiegelglänzenden Estrich besudelt.

Bis der edle, halb wilde Fremdling an einen süddeutschen Fürstentum kam, mußte die morgenländische Majestät sich schon erheblich in der Kultur Europas vervollkommen haben, denn von hier erzählt die Zeitgeschichte keine solch asiatischen Selbstherrscherscheußlichkeiten.

Im Gegenteil, er tat auf einem, ihm zu Ehren gegebenen Hofball eine für einen Schah erstaunlich menschliche Frage.

Er fragte nämlich den Präsidenten des Verwaltungshofes R... einen Vater von acht kleinen, noch nicht mündigen Töchtern, als ihm dieser vorgestellt wurde:

„Wo liegen Ihre Güter?“

Der Präsident, der zwar, wie gesagt, mit Töchtern überreich, mit liegenden Gütern und Besitzungen jedoch nicht im geringsten gesegnet war, gab ihm nach seiner allerersten Verblüfftheit mit großer Geistesgegenwärtigkeit die hübsche Antwort:

„Daheim im Bett, Majestät!“, womit er seine acht Töchter meinte . . .

Ich bezweifle fast, ob der Schah in seiner Gottähnlichkeit und Erhabenheit über alles Menschlich-Bürgerliche, ohne etliche Worte der Erläuterung seitens des vorstellenden badischen Landesfürsten, dieses Scherzwort richtig zu erfassen imstande war . . .

46. Ein „korrespondierender“ Traum.

Meine Mutter träumte: sie sei mit ihrem jüngsten, damals vier Jahre alten Söhnchen in den Tiergarten gegangen; da sei das Kind in den Bärenzwinger gefallen und eines der Tiere wolle soeben die Beute in Stücke reißen.

Entsetzt schreckte sie auf, lag einige Augenblicke hellen Wachens, dem graußigen Traume nachdenkend, als sie plötzlich das Wimmern ihres Kindes vernahm, dessen Bettchen unmittelbar am Bette meiner Mutter stand.

„Mama, hilf mir!“

„Was hast du denn?“

„Ich bin im Tiergarten in den Bärenzwinger gefallen und der Bär wollte mich zerreißen.“ —

Der Hausarzt, dem der Traum andern Morgens erzählt ward, nannte dies einen „korrespondierenden“ Traum.

Vielleicht eine Art magnetischer Einwirkung oder Folge von elektrischen Wellen?

Beide hatten gleichzeitig dasselbe Traumgesicht gehabt.

47. Pauline Viardot und Pauline Bierordt.

Die berühmte französische Sängerin Pauline Viardot (= Garcia), die Freundin Turgenjews, in deren Salons zu Baden-Baden sich oft eine „illustre“ Gesellschaft — auch König Wilhelm I. und Königin Augusta von Preußen nahmen teil — bei Morgenfeiern und Abendmusiken bewegte, wohnte gegen Ende der 1860er Jahre vorübergehend in Karlsruhe.

Ihre Oper „Der letzte Zauberer“ wurde von Eduard Devrient zur Aufführung gebracht und sie selbst trat sogar in der Titelrolle auf.

Nun, der Zufall wollte, daß die Pariser Gesangsgröße mit uns in einer Straße wohnte.

Meine Mutter, Frau Pauline Bierordt, kannte die fremdländische Künstlerin übrigens nicht persönlich.

Man vergleiche die beiden Namen oben im Titel und man wird zugeben müssen, daß beide sich ähneln, und daß Briefe, sowie Pakete, die nicht musterhaft deutlich in der Anschrift geschrieben waren, sehr leicht von Briefträgern und Postschaffnern in das falsche Haus getragen werden konnten.

Und so geschah es, daß die zahlreichen, fast täglichen Sendungen von Blumen, Süßigkeiten und Geschenken aller erdenklichen Art, die die gefeierte Sängerin von Verehrern aus nah und ferneher erhielt, in der Regel zuerst bei meiner Mutter versehentlich ab-

gegeben wurden, weil wir einer altbekannten, eingeweihten Familie angehörten.

Das Tragische dabei war nur, zumal für uns Kinder, daß die schönen Torten, Kuchen und „Bonbonnières“ — Blumen hätten wir billiger gegeben — grausamerweise wieder ausgeliefert werden mußten!

Wir wünschten natürlich aufs innigste, daß unsere gute Mutter gleichfalls eine so berühmte, gabenüberhäufte Kunstgröße sein möchte wie Madame Pauline Viardot — was uns niemand, der sich auf ein Kindergemüt versteht, verargen wird . . .

48. Porträtmaler Wilhelm Füßli.

Für einen der bedeutendsten zeitgenössischen Porträtmaler galt in den 1870er Jahren der Züricher Wilhelm Füßli, der sich aus verwandtschaftlichen Rücksichten für lange Zeit Karlsruhe zum Wohnort auserkoren hatte.

Meine Eltern gaben ihm den Auftrag, sie zu malen. Die Bildnisse sollten sogenannte Kniestücke sein.

Mein Vater, als ehemaliger altbadischer Offizier, wollte natürlich in seinem altgewohnten Waffenrock abgebildet werden — aber der Schweizer lehrte plötzlich schroff den Republikaner heraus und erklärte voller Entrüstung: er male keinen Orden und keine Waffenröcke!, er wolle jedoch meinen Vater in Jägerkleidung oder — da mein Vater dies lachend ablehnte, weil er im Jahre keine dreimal zur Jagd gehe — im Schlafrocke malen! Auch dies wies mein Vater fast als schlechten Scherz zurück, da er nur ungern und selten ein Hauskleid trug.

Zuletzt hatte der große Künstler, der ein federnder Spielball seiner Launen war, sich doch noch zum Malen des anfänglich so verhassten Waffenrockes nebst Orden herbeigelassen, ohne seiner Künstlerlehre gar zuviel zu vergeben; aber unzählige Male wurde das Werk überpinselt und ausgetilgt und wieder von neuem angefangen, so daß meinem Vater der Geduldsfaden riß und er dem Maler kurz vor der sechzigsten Sitzung die bestimmte Frist der Bildervollendung befehlshaberisch gebot.

Füßli war ein völliges Kind, wenn auch schon in sehr gereiften Mannesjahren stehend: bald warf er sich weinend auf das Sofa, bald schnellte er wieder lachend und scherzend empor, und schwang sich wie ein Kreisel durch den Malsaal.

Nur durch Gewaltspruch kamen meine Eltern ans Ende der Mal-sitzungen; sie haben den Tag der Beendigung ihrer Bildnisse gesegnet. Die Mühe hatte sich übrigens gelohnt: die Bilder waren

Meisterstücke geworden, denn Füßli verstand zu malen, insbesondere gelangen ihm die H ä n d e vortrefflich, die bekanntlich zum Schwersten in der Darstellung gehören sollen.

Hätte mein ungeduldig gewordener Vater kein Machtwort mit dem Meister der Farbe gesprochen — Füßli malte noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, daran!

49. Barbara Ubrik.

Zu den weltaufseherregenden Staubaufwirbelungen meiner Knabenzeit gehörte die Barbara Ubrik.

In allen Wachsfigurenbuden oder Kabinetten, wie man im Schmockdeutsch damals sagte, sah man Ende der 1860er Jahre die kleine, verschrumpfte, verhußelte Gestalt dieser galizischen Ernonne.

Ihre schreckliche Geschichte erregte das Mitleid und das Entsetzen der ganzen Welt.

Barbara Ubrik, die längst in Vergessenheit Hinabgetauchte, deren Namen aber dereinst auf aller Lippen schwebte, war die Insassin eines galizischen Frauenklosters.

Sie hatte sich aus irgendwelchen Gründen den tödlichen Haß ihrer Oberin zugezogen und war von ihr zu einer Haftstrafe verurteilt worden.

Zwanzig Jahre hatte die Unglückliche, sommers und winters, in völlig kleiderlosem Zustand, in niemals gereinigter, einem Holzstall ähnlicher Zelle bei kläglichster, dürftigster Nahrung geschmachtet und war zu einem Gerippe grausig abgemergelt.

Beim Besuch eines hohen, geistlichen Würdenträgers, der besichtigungshalber die dortigen Klöster bereiste, wurde, sei es durch Zufall, sei es durch Angeberei, der ungeheure Frevel entdeckt.

Barbara verließ das Kloster, für das die schwere Angelegenheit ein gerichtliches Nachspiel zur Folge hatte, nunmehr von zahlreichen, hilfsbereiten Händen aus aller Herren Ländern liebevoll betreut.

Und damit dem Trauerspiel das Satyrspiel nicht fehle, meldete sich ein auf seltsamen Freiersfüßen gehender, sparrenbehafteter Engländer, der just erklärte, nur eine europäische Merkwürdigkeit ersten Ranges ehelichen zu wollen, und reichte Barbara Ubrik die liebende Hand zum Ehebunde, so daß die bettelarme Nonne gar noch als reiche „Lady“ ihr eigenartiges Leben beschließen durfte! . . .

50. Kora Perl.

Eine weniger tragische Nackterscheinung als die galizische Nonne Barbara Ubrik war die polnische Jüdin Kora Perl. Aber die beiden

östlichen Damen waren Zeitgenossinnen und allbeide wahre europäische Aufsehenerregerinnen, die eine wie die andere.

Kora war nämlich Nackttänzerin und, meines Wissens, sogar die allererste, die sich auf dem Boden Europas öffentlich in diesem wenig bekleideten Berufe sehen ließ. Sie tanzte Mitte der 1860er Jahre vor dem Pariser Publikum und paßte vorzüglich zu den Tagesereignissen des zweiten Kaiserreichs, die sie um eine sehenswerte Programmnummer bereicherte.

Zudem war sie die Freundin, die Geliebte des Prinzen Jérôme Napoleon, genannt Plon-Plon, der durch seine „Avantüren“ auf verschiedenen Gebieten seinen kaiserlichen Vetter Napoleon III. in nicht geringe Verlegenheiten und Ungelegenheiten versetzte.

Es war das Tagesgespräch, daß Prinz Plon-Plon sich allabendlich in das Theater verfügte, wo Kora Perl ihre tänzerischen Groß- und Glanzleistungen zum besten gab, und ganz Paris raunte sich zu, daß Seine Kaiserliche Hoheit der Tänzerin allergnädigste Beihilfe bei der „Toilette“ zuteil werden lasse. Bei dieser „Toilette“ war zwar keine allzu große Bemühung notwendig, da das Kostüm nur in einem leichtblättrigen Efeukranz um die schlanken Lenden der ostländischen Künstlerin bestand. Aber immerhin. —

Man durfte solche kaiserprinzlichen Tollheiten und Überschaumungen dem lebenslustigen Gemahl der frommen, langweiligen Clotilde von Savoyen, Viktor Emanuels II. Tochter — mit der ihr Gatte wohl nicht allzuviel gebetet haben wird — nicht zu dick und schwer ankreiden, wenn man an seine erbliche Belastung von Vaters Seite her denkt; war er doch der einzige, gesetzmäßig eheliche Sprosse des westfälischen „Morgen-wieder-luscht!“ Königs Jérôme und einer allerdings sehr spießbürgerlich-biedern, schwäbischen Königstochter Katharina!

Ob Kora Perl, deren Namen den Nachgeborenen verschollen ist, ähnlich ihrer hispanischen Berufsgenossin, der aus der bayerischen Königsgeschichte sattsam bekannten Tänzerin Lola Montez, auf einem amerikanischen Strohsack in Not und Elend oder im Glanz eines Palastes, vielleicht als Gattin eines „sensations“-lüsternen Gönners, wie jene Barbara Ubril, ihr Nackttänzerinnendasein vollendet hat, entzieht sich meiner Kenntnis . . .

51. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang...

In den 1870er Jahren, als wir noch auf der Kriegstraße zu Karlsruhe wohnten, bewegte sich, von dem unsernen „Militärspital“ herkommend, so alle ein bis zwei Wochen vielleicht, ein ergreifender Trauerzug am Hause vorbei.

Saß ich hinten in meinem hofgelegenen Zimmer über Schulaufgaben, und vernahm ich schon aus der Ferne den schauerlichen, gedämpften Klang der Totentrommeln, unterbrach ich meine Arbeit und eilte, so schnell ich konnte, auf den nach der Straße gehenden Altan, um das Schauspiel mitanzusehen.

Da fuhr der einfache, zweiräderige Leichenwagen, eigentlich nur ein großer, schwarzer, länglich viereckiger Würfel, in den durch eine Hintertüre der Sarg geschoben wurde, von einem Pferde gezogen, vorüber. Vom Kopfe des Leichengauls, der in eine lange schwarze Decke gehüllt war, die nur die Augen freiließ, wehte nickend ein schwarzer Federnstrauß.

Eine weinende Mutter, ein gebeugter Vater, schritten hinter dem Soldatenpfarrer und dem schlichten Wagen her; ihnen meistens zur Seite der Hauptmann des jungverstorbenen Soldaten. Ein Teil der dazu befehligten Kompanie folgte, mehr oder weniger teilnahmevoll gestimmt.

Wirbelten aber mit dumpfen Schlägen die Trommeln, manchmal mit wirkungsvollen Pausen der Trommler, so ging einem das durch Mark und Bein und man konnte sich oft nur mit Mühe der Tränen enthalten. Es tönte so schaurig, so eindrucksvoll, als Schritte der Zug etwa zur Hinrichtung eines durch das Kriegsgericht zum Tode Verurteilten. Dachte man der lieben, schönen Jugend, die, so jählings und vorzeitig gefällt, in dem düstern Soldatenjarge lag, konnte die Wehmut einen schon übermannen.

Meist wanderte der Zug zum nahen Bahnhofe, von wo die Leichen der im „Militärspital“ Gestorbenen nach ihren Heimatoorten weiterbefördert wurden.

Es war jedesmal ein neues, tiefbewegendes Schauspiel, wie man es heutzutage längst nicht mehr im eintönigen, weil farblos gewordenen Straßenbilde zu schauen bekommt!

52. Wie es bei Ordensverleihungen zuweilen herging.

Als in den 1850er Jahren ein hochfürstlicher Gast — ich glaube gar, es war der Zar Alexander II. von Rußland oder sonst ein ähnliches, ungeheures Tier — im Karlsruher Schlosse vorsprach und das Leibdragonerregiment zur Heerschau vor ihm ausrücken mußte, ward ein Offizier, der als schlechtester Reiter des Regiments verrufen war und von dem der Oberst befürchtete, daß er ihm „die Parade umschmeißen“ werde, zur Ehrenwacht am Großherzoglichen Residenzschlosse befohlen. Daß er sich da wenigstens halbwegs anständig im Sattel halten werde, traute man ihm knapp noch zu.

Natürlich bekam der als untauglich Ausgemerzte als Ehrenwacht einzig und allein vom abreisenden Fürstengaste einen Orden verliehen, indes die „Muster-Reiter“ alle leer ausgingen! . . .

53. Die Vorpostennacht bei Meckesheim.

Als Wachthabender eines „detaschierten Unteroffizierpostens“, wie man in den schönen Zeiten, da wir noch ein Heer hatten, sagte, mußte ich alle zwei Stunden eine Schildwache zur Ablösung nach einem benachbarten Hügel senden.

Bei Nachteinbruch fing es ungemütlich zu rieseln an. Die Lichter aus dem nahen Meckesheim funkelten herüber und man hörte ferne Tanzmusik aus einem Wirtshaus — es war gerade „Großherzogs Geburtstag“, der 9. September 1878, der dort drüben durch ein ländliches Ballfest begangen wurde.

Die Nacht, der Regen, die ferne Musik, die Müdigkeit vom Felddienste des Tages, alles zusammen stimmte schläfrig.

Zum Schutze gegen das zum Landregen ausartende Geriesel besaßen wir, uns in einen riesigen Strohschober auf einem nebenan gelegenen Feldstück einzugraben. Hier saßen wir, ein Drittel Duzend Grenadiere und ich, der Wachthabende, warm und trocken wie Vögel im Neste. Aber die behagliche Wärme barg große, einschläfernde Gefahr in sich.

Durch die knisternden Strähnen des Strohs spähte ich öfters nach meinem Posten aus, der sich, über dem nachtdunkeln Umriß des Hügels in der Ferne, mit Gewehr und Helmspitze wie ein Bleisoldat auf dem schwarzgrauen Himmels hintergrund abhob.

Die Ablösung war soeben vom Hügel regentriefend zurückgekehrt und hatte sich gleichfalls zu uns in die mollige Wonne des Strohes verkrochen, und es mochte so kurz nach Mitternacht sein.

Im Städtlein gegenüber waren die Lichter erloschen, die Tanzmusik verstummt, und nur der Regen, der Regen troff und tropfte trübselig und unablässig auf unsern Schober; und mit dem eintönigen Getröpfel schliefen wir alle nach fast übermenschlichem Kampfe mit den Schlummergeistern selig ein.

Ein leises Frösteln schreckte mich auf — zu meinem Entsetzen graute schon der Tag.

Eiligst rüttelte ich meine Leute auf, die in wonniger, dienst- und lebenvergessener Schlaftrunkenheit im Strohe schnarchten, und ließ in jäher Hast den schmählich vergessenen Posten auf seinem Hügel ablösen.

Der kam denn auch, durchgefroren und wetterdurchweicht, schimpfend und fluchend, wozu der arme Kerl allen Grund hatte, zurück-

gestampft: er habe gepfeiffen, gerufen, sei jedoch bei der Entfernung in Wind und Wetter nicht gehört worden — er war durch meine Schuld statt zwei Stunden fast fünf verloren auf seinem Posten gestanden!

Hätte er sich bei den Vorgesetzten beschwert, ich wäre böse herein gefallen; es hätte mich vielleicht die Reserveleutnantsbestallung gekostet. Der Brave fühlte sich aber zu sehr als Kamerad; meine von Herzen quellende Entschuldigung und eine Handvoll stets Wunder tuender Zigarren beschwichtigten seinen Unmut.

Wundersamerweise wurden auch wir erst nach Sonnenaufgang von der Feldwacht aufgenommen, von der aus wir „detaschiert“ waren, und von der wir — da sie wohl selber in seligen Schlummer gesunken war — gleichfalls völlig vergessen worden zu sein schienen.

Bei der ganzen peinlichen Geschichte hatte ich mehr Glück als Verstand und Überwindungskraft. Aber der Schlaf ist jederzeit von allen Feinden der gefährlichste des Kriegs- und des Friedenssoldaten gewesen!

54. „Blumigs Zeug.“

Am Schlusse meines Einjährigfreiwilligenjahres war mir die härteste Nuß zu knacken: die Reserveoffiziersprüfung!

Besonders war mir das schauerhafte „Exerzieren im Skelett“, das zwar durchaus nichts mit Tod und Verwesung zu tun hatte, dafür aber um so mehr trockene Exerziermeistervorstellungskraft verlangte, neben den schriftlichen Prüfungsarbeiten eine Hauptqual: ich sollte, ungeachtet meiner gänzlichen Unwissenheit und Unfähigkeit in Mathematik und jeglicher „exakten“ Wissenschaft, welkenfern von irgendwelchem technischen Vermögen, eine Abhandlung über das Gewehrschloß — o großer Gott! — und ähnliche Lieblichkeiten verfassen!

Ich weiß nicht mehr, wie ich es fertig brachte, etliche Großbogen gelblichen Schreibpapiers mit allerlei Krimskrans aus der Geschichte menschlicher und unmenschlicher Waffenerfindungen tatsächlich zurechtzuschweifen — oder sagen wir es deutsch, vollzuschmierem — es mußte ein durch novellenhafte Zutaten fast dichterrisch angehauchter und anmutender Aufsatz ersprossen sein; denn mein guter Hauptmann von Böcklin stellte mich andern Tages auf dem Kasernenhof und meinte mit etwas gedämpfter Gereiztheit: „Ja, Bierordt, was hatwwe Sie denn für blumigs Zeug geschrieben?“

Ich bekam aber doch meine Bestallung und machte wiederholt, trotz mangelhafter „theoretischer“ Gewehrschloßkenntnis, Übungen als Reserveleutnant mit.

55. Wie ich vom Militärdienst kam.

Von rechtswegen hätte ich meiner schlechten Augen halber gar nie zu den Soldaten kommen dürfen. Seit meinem vierzehnten Jahre schon mußte ich eine Brille tragen, also von einem derart unreifen Alter an, wo man sich noch in diesem zweifelhaften Schmucke gefällt, ja, sich sogar noch etwas darauf zugute tut.

Vielleicht bin ich selber schuld daran gewesen, daß mich der augen- untersuchende Militärarzt zum Soldatendienst bestimmte, da ich ihm meine große Lust dazu nicht verhehlte.

Die schwachen Augen haben mich beim Dienst auf Schritt und Tritt behindert; sie machten mir das Scheibenschießen unmöglich; sie schufen mich geradezu dienstunfähig, wenn beim Lauffschritt, infolge Schweißvergusses, die Brillengläser anliefen und mich jeder Sehmöglichkeit beraubten.

Und dies ward zuletzt Ursache meiner Entlassung.

Im Frühjahr 1885 tat ich meine zweite Abung als Reserveleutnant und da begab sich auf dem „Großen Exerzierplatz“ das Schreckliche oder Glückliche, wie man will, daß mir wieder einmal die Brillengläser angelaufen waren und mich nahezu blind gemacht hatten.

Ich sollte bei einer Kompanieübung den Zug meiner Leute nach einer bestimmten Richtung leiten und führte ihn genau nach der entgegengesetzten Seite.

Rasend vor Wut sprengte der Hauptmann Schaible auf seinem schweißschäumenden Fuchs an mich heran und brüllte mich an wie ein Besessener, wozu er, vom rein militärischen Standpunkt aus, auch volles Recht hatte.

Als Untergebener mußte ich mit geschlossenen Beinen stramm stillstehen, was mir aber unmöglich gemacht ward, indem der Herr Hauptmann in zorniger Erregung seinen Gaul mit dem schaumigen, linken Hinterteil an meine rechte Schulter drücken ließ, so daß es mich aus aller Stillstandsfassung brachte und schuhweise Schrittschritte für Schrittschritte zurückweichen ließ. Denn ich wollte nicht, daß mir das Tier mit den Hufen auf die Hühneraugen trete. Ich fühle heute noch deutlich den Gaul mit Gewalt an meine Schulter andrücken.

Ich entschuldigte mich bei dem Herrn Vorgesetzten mit meiner angelautenen Brille, die mir jedes Sehen unmöglich gemacht habe.

„Nehmen Sie Ihren Abschied!“ schrie er in bebender Wut vom Pferde herab, „wenn Sie nichts sehen können!“

Das war ein Wort zu rechter Zeit; das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Noch selbigen Tages begab ich mich zum Militärarzt —

auch die Offiziere, denen ich bei Tisch im Kasino mein Leid geklagt hatte, vorab der edle, preussische Major von Wangenheim, ein prächtiger, vornehm denkender Mann, sprachen mir gleichfalls zu, mein Abschiedsgesuch einzureichen — und der Militärarzt schrieb sein Gutachten und beglaubigte meine fernere Dienstuntauglichkeit.

Der sonst so gefürchtete „Blaue Brief“, der kurz danach aus dem Berliner „Militärkabinett“ an mich gelangte und den Abschied genehmigte, verursachte mir keine so große Schmerzen, wie er sonst den Berufsoffizieren zu bereiten pflegte . . .

56. „Hawwe Se scho g'lade?“
(Haben Sie schon geladen?)

Mein lieber, alter, gutmütiger, ursüddeutsch veranlagter und urkarlsruhisch redender Grenadierhauptmann, von dem seine ihn vergötternden Soldaten stets behaupteten: „Unser Alter kommt einmal nicht um die Majorsecke!“, der aber trotzdem noch Generalleutnant und Erzellenz wurde, war als „Bataillonskommandeur“ in das thüringische Herzogsstädtchen Meiningen versetzt worden.

Die Meiningener Füsilieremögen sich öfters über seine, ihnen unverständlichen Wortungestüme, die so gar nicht für nord- oder auch nur mitteldeutsche Ohrmuscheln berechnet waren, die Köpfe zerbrochen haben.

In Meiningen läuft heute noch als lustige Legende ein Wort von ihm um, das er als dorthin verschlagener Stabsoffizier rätselhaft aufgebend gesprochen hat.

Vor einem Ausmarsch in der Morgenfrühe rief er den wackeren Kriegersleuten zu:

„Hawwe Se scho g'lade?!“

Die Mannschaft erwiderte in Reih' und Glied wie aus einem Munde:

„Nein, Kaffee, Herr Major!“

Im Glauben, der Herr Kommandeur habe gefragt: „Haben Sie Schokolade?“, während er doch wissen wollte: ob sie die Gewehre schon geladen hätten? —

So mag ihm noch manch ergögliches Erlebnis auf außersüddeutschem Boden begegnet sein, das aber nicht, wie dieses, zum geflügeltesten Worte ward . . .

57. Sartori und Lemaitre.

Als junger Mensch war ich zeitweise so recht ein Stubenhocker und Leimsieder, so daß mein guter Vater zuweisen sich darob äng-